

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Jg. 42.

Wöchentlich eine Nummer.
Dreitäglich 2½ M.

Berlin, 13. November 1887.

Große Ausgabe mit
alten Kupfern: 4½ M.

XIV. Jahrg.

Richtung verbieten.

Ein schweigesames Frauenzimmer.

Von M. Clemens.

Gib nun zu der hiesigen jungen Damenwelt, über die Du, einzige Schwester, natürlich nicht mehr Fragen stellst, als zehn Brüder beantworten können. Zunächst muß ich voraus-schicken, daß ich erst Eine Gesellschaft mitmachte, mein Urtheil also nicht unter jener Gründlichkeit leiden wird, die man uns deutschen Professoren so gern zum Vorwurf macht.

Vor allen Anderen ist Fräulein Größe zu erwähnen,

— das schöne Käthchen, wie sie genannt wird. Sie ist blond, frisch und rosig, von hübscher Figur und munterem Wesen. Schade nur, daß sie all dieser Vorfürze sich allzu gut bewußt ist! Als Gegenstück dazu gilt Fräulein Malvine Stecher; die ist nämlich unschön und weiß es, ist sich in der That ihres unvortheilhaftesten Neuherrn so augenscheinlich, so peinlich bewußt, daß sie einen dadurch erst recht darauf aufmerksam macht. Du mit Deinen philanthropistischen Tendenzen würdest Dich ihrer gewiß annehmen, aber hier ist Niemand, der es thäte. Die Dritte würde Dich amüsiren; sie ist auch häßlich, aber sich dessen mit Humor bewußt, klug, aber sich dessen wiederum zu sehr bewußt. Der alte L., dem jede böse Bemerkung zugeschrieben wird, die im ganzen Städtchen fällt, soll von ihr gesagt haben, es gäbe nur Eins, was spitzer sei, als Fräulein Maudlin's Nase, nämlich ihre Zunge. Aber sie ist wirklich ganz amüsant, urtheilt frischweg über alles Mögliche, Menschen und Bücher, solettet aber mit Originalität, — wie das denn die klugen Weiber einmal in der Art haben.

Das wären wohl die Drei hauptsächlich in die Augen fallenden Damen; dann der Vollständigkeit wegen zwei Schwesternpaare, beides niedliche Erscheinungen, — die Reders freundlich, wohlerzogen, nicht über Mittelorte in jeder Hinsicht; die Warnows mit einem Anflug von Emancipirtheit, — indem sie haben die Mutter früh verloren, und ihrer Jugend und harmlosen Fröhlichkeit ist man geneigt, Manches zu Gute zu halten. Endlich eine unbekannte Größe, der ich versäumte mich vorstellen zu lassen, die kennen zu lernen sich aber vielleicht doch der Mühe lohnen mag; sie ist nämlich eines jener seltenen Meisterwerke der Schöpfung: Ein schweigesames Frauenzimmer! Das sind die Dummen oft aus Klugheit, höre ich Dich hier einschalten; aber das Merkwürdige ist, dumm sieht sie nicht unbedingt aus. Die Stirn wenigstens ist gut ent-wickelt, sonst hat sie aber eines jener indifferenten Gesichter, die vielleicht durch Ausdruck hübsch, jedenfalls ohne denselben nicht des Ansehens werth sind. Wenn ich sie einmal wiedersehe und erfahre, wie sie heißt, werde ich nicht verfehlten, meinen Bericht zu ergänzen. Für heute Ade, und las mich in den nächsten sechs Jahren nicht wieder hören, daß jeder meiner Briefe auf einer halben Correspondenzkarte Platz hätte!

Dein treuer Bruder Rudolf.

Der Schreiber dieses Briefes lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück und brachte durch ein paar rasche Züge die Cigarre wieder in Gang.

Eine günstige Vereinigung von Glück und Talent hatte ihn früh die Stellung eines Professors an einer kleineren Universität finden lassen. Nun war es eine vergnügliche Arbeit, denen im Elternhause, die zuvor das Hängen und Bangen der Ungewißheit freudlich mit

ihm getheilt hatten, aus der errungenen sicheren Stellung heraus ausführlich zu erzählen. In einer Land-pfarre Mitteldeutschlands hatte des jungen Gelehrten Wiege gestanden. Ein stilles, zufriedenes Lächeln lagerte sich auf seinem Gesicht, indem er die Gestalten des Elternhauses vor seinem geistigen Auge auftauchen sah. Der Vater, ein ernster, gewissenhafter Mann, dem er die Lust zum Studium, die Achtung vor allem ernsten Streben und tüchtigem Schaffen verdonnte, ein Original, schroff, zuweilen eigensinnig, wie es das Alter und langes geistiges Alleinstehen mit sich bringen; die Mutter, eine brave, treue Seele, die in ihren häuslichen Sorgen aufging; die ältere Schwester, ihre unermüdliche Gehilfin, und die jüngere, ein begabtes Mädchen, sein

scheinlich gern. Vorgetellt hatte er sich der Tochter aber noch immer nicht, und das hing so zusammen. Das zweite Mal, das er sie in Gesellschaft traf, hörte er zufällig, wie das schöne Käthchen sie fragte: „Was sagst Du denn zu unserer neuen Acquisition, zu Rudolf Bandner?“ Käthchen kannte und nannte gern ihre Ver-ehrer bei den Taufnamen, wenigstens wenn sie von ihnen sprach.

„Professor Bandner?“ entgegnete Anna, mit einem kaum merklichen Nachdruck auf den Titel, „der ist noch gar nicht bis zu mir hindurchgedrungen.“

Es lag etwas, wie ein ganz stilles Lachen in der Stimme, einem prächtigen, tiefen Alt; Rudolf hätte viel darum gegeben, hätte er jetzt das „indifferente“ Gesicht sehen können, durfte sich aber nicht umdrehen, wollte er die Mädchen nicht erschrecken.

„Aber Anna, das sagst Du so gleich-müthig?“

„Num, was liegt daran, Käthe?“ lautete die Antwort; „es ist nicht der Erste, der mich übersieht!“

„Es ist unverzeihlich,“ eiferte die Schöne.

„Das wäre es doch nur, wenn es in ungezogener Absicht geschähe,“ entgegnete Anna; „und ein Wunder ist es gar nicht. Wie manche Leute finden sich schwer unter einer Anzahl neuer Gesichter zurecht, und daß das meine nicht so in die Augen fällt, wie etwa Deines, darüber willst Du doch nicht ernstlich noch etwas hören?“

Der Ton konnte nicht gutmütiger, nicht freier von Bitterkeit sein; — aber es war eigen, lag dem nicht zu Grunde, daß unabsichtlich, ja unbewußt, die Schöne von den Indifferenten en bagatelle behandelt wurde? Rudolf kam es so vor; er nahm sich eben vor, jene fröhgemuthige „Altistin“ zu beobachten, die zu dem Wunder der Schweigamkeit augenscheinlich das der Neidlosigkeit fügte. Da sprach Käthchen wieder:

„Ich werde ihn jedenfalls darauf aufmerksam machen, mindestens gelegentlich nach Dir fragen; Du mußt ihn ja kennen lernen.“

„Das wirst Du jedenfalls bleiben lassen,“ tönte Anna's Stimme; „es würde mir höchst unangenehm sein.“

Da war freilich keine Spur von Lachen mehr, auch wenig Gutmütigkeit, desto mehr aber ruhige Autorität.

„Wie Du willst,“ lachte Käthchen und flatterte weiter. Anna bog sich über ein Album; einen Augenblick später ging Rudolf vorüber. Er machte absichtlich eine Bewegung, die sie aufzublicken veranlaßte, aber es war kaum, daß ihre Blicke sich streiften; sie sah anscheinend an ihm vorüber nach der Thür, dann wieder ruhig auf ihr Buch zurück.

„Kalt und etwas verdrossen,“ toxirte Rudolf, als er langsam an ihr vorüber ging. „Und höchst unangenehm würde es ihr sein. Dann wollen wir ihr mindestens heute die Unannehmlichkeit noch ersparen.“

Hätte ihn das Mädchen nicht bereits mehr interessirt, als er sich selbst gestand, so hätte er ihren Worten die viel natürlichere, richtige Auslegung gegeben, daß nicht seine Belämmirtheit, sondern Käthchens Ein-mischung das Unangenehme sei, das sie sich verbat.

In der nächsten Gesellschaft ließ Rudolf sich ihr vorstellen. Sie hatte inzwischen Zeit gehabt, ihren Verdruß über Käthchens Erbieten zu vergeßen, begrüßte ihn freundlich und ließ sich von ihm allerhand erzählen, wo er bisher gelebt, studirt hätte, und von seiner Heimath. Er war redseliger geworden, als er sich's zugetraut hätte. „Sie ist so anders, als die Anderen,“ entschuldigte er sich nachher vor sich selber. Die An-



Auf Posten. — Siehe Seite 461.
Nach einer Photographie von Ch. Neutlinger in Paris.

deren hatten wohl gefragt; aber theils schienen ihm die Fragen nur aus höflicher Form gestellt, theils gar von leerer Neugier eingegeben zu sein. Und viel öfter hatte man ihm nicht einmal dieses armseligste Interesse gezeigt, war man nur bestrebt gewesen, unter dem wohllingenden Vorwand, ihn einzuführen, zu orientiren, ihm eigene Vorzüge und fremde Fehler im unerquidlichen Gemengsel aufzutischen. Fräulein Meister aber fragte ihn mit artiger Höflichkeit und hörte seinen Antworten mit Theilnahme zu. Eine Eigenthümlichkeit des indifferenten Gesichtes war jene, welche man der Adrienne Recouvreur nachrührmt, das hübsche Zuhören. Was aber dort schauspielerisches Talent, war hier natürliche Folge von raschem Verstehen und lebhaftem Empfinden. Anna brauchte nicht viel zu antworten; man wußte sich schon verstanden, wenn man sie ansah.

„Sie ist klug,” dachte Rudolf, und in unbewußter Wiederholung einer seiner beliebten Tropen fügte er hinzu: „Sicher auch eitel und moquant, — prüfen wir.“ Aber er hatte wenig Glück mit seinem Prüfen. Jemand ein Compliment, daß er ihr, nicht allzu gewandt, bei Gelegenheit mache, ward von ihr leicht hinweggelaucht. „Will sie mich etwa auch en bagatelle behandeln?“ dachte er und wäre fast ärgerlich geworden. Nun versuchte er's mit der Moquerie. Ein paar Anspielungen, die er machte, überhörte Anna aber und ward nach der zweiten etwas ernst und einsilbig, so daß er einsah, er müsse in andere Bahnen lenken. Und sie war zufrieden, daß er sie verstanden, und ging in ihrer ruhigen Weise wieder mehr aus sich heraus, — mehr in der That, als er es bisher auch Anderen gegenüber an ihr beobachtet hatte. Aber das lag in ihrer Natur. Besellige Gewandtheit besaß sie nicht in hohem Maße; ihre eigene Stimme in einem großen Kreise zu hören, machte sie noch besangen. Sie hatte viele und warme Freunde, — nie einen Courmacher, — aber sie hatte jene langsam und einzeln gewonnen. —

Die anfänglich herum schwärzenden Gäste hatten sich allmälig in feinen Gruppen um die einzelnen Tische niedergelassen. In Anna's Nachbarschaft saß auch Rudolf, fest verwickelt in die Rehe der Maudlin, die heute sich besonders zu bemühen schien, durch Originalität zu glänzen. Oder fiel ihm nur das Absichtliche ihrer Weise so unangenehm auf, weil ihm noch eben ungesuchte Natürlichkeit so erquickend entgegentreten war? Indessen mußte er still halten, wollte er nicht unhöflich erscheinen. Und nun segelte die Maudlin gar mit wehender Flagge in ihr Lieblingsthema, die Frauen-Emancipation, hinein, in welchem sie ihre gewagtesten Behauptungen, ihre tollsten Paradoxen zu entwideln pflegte. Sie suchte augenscheinlich Rudolf um jeden Preis zu fesseln, wäre es auch um den eines Streites. Sie traf einen ebenbürtigen Gegner. Die Unfähigkeit der Frauen zu geistiger Arbeit war ihm ein beliebtes Thema daheim gewesen, wenn er das Schwesternschen neckte, das in seinem Herzen eine Ausnahmestellung in jeder Hinsicht inne hatte. Und in gutmütig neckender Weise, als handele es sich um eine Sache, die erst zu verhandeln gar nicht der Mühe lohne, antwortete er auch hier, brachte aber durch diese anscheinende Geringsschätzung seine Gegnerin erst recht in Hornisch. Der munter geführte Wortkrieg der Beiden hatte die Anderen allmälig verstummen gemacht; Alle hörten zu, und das war für beide ein Sporn mehr, ihr Bestes zu thun in Gewandtheit und Schlagfertigkeit. Daß hin und wieder dabei ein guter Witz, ein geistreiches Citat die Schwächen eines Argumentes decken mußte, war wohl kein Wunder: Man rüstet sich zu einer gesellschaftlichen Unterhaltung ja nicht, wie zu einer feierlichen Disputation, — und unter den Zuhörern war wohl Niemand im Stande, solche gelegentlichen Schwächen zu durchschauen. Oder doch? Rudolf hatte hin und wieder zu Anna hinübergeblättert; anfanglich hatte er ernstes Interesse in ihren Zügen gelesen, jetzt lag mehr ein ruhiges Amusement darin. Das verdroß ihn, er wußte selbst nicht, weshalb.

Eben hatte er eine komisch übertriebene Schilderung von dem Haushalte einer Emancipirten gegeben. Die Anderen lachten noch, aber die Maudlin ward ganz eifrig. Sie wollte ihre geistreichsten Argumente nicht alle hinweggescherzt sehen und rief plötzlich nach Hülstruppen: „Fräulein Meister! — Sie sind ein Barbar, Herr Professor! — warum schweigen Sie nun wieder so consequent?“

Ein schalkhaftes Lächeln bliepte über das Gesicht der Angeredeten. Rudolf fragte sich, ob wohl Alle es so richtig seien, wie er: „Wann hätte ich zu Worte kommen sollen?“ Aber es blieb bei dem Lächeln.

„Ja, vertrieben Sie Sich nur wieder in Ihre Austernschale,“ schalt die Maudlin weiter. „Und Niemand könnte so gut helfen zur Belehrung dieses unglaublichen Thomas, wie eben Sie! Wer den Homer in der Ursprache liest, wer—“. Aber weiter kam sie nicht.

„Fräulein Maudlin, Sie wollen doch keine Liste

meiner Fähigkeiten aufstellen, die ohnehin gering genug sind?“ entgegnete halb ernst, halb scherzend die Andere. „Und was das Belohnen anlangt, so fühle ich mich dazu so wenig berufen, wie zum Streiten!“

Sie nickte der Maudlin noch einmal freundlich an, wie um das Herbe ihrer Weigerung zu mildern, wandte sich aber dann mit nicht misszuverstehender Entschiedenheit zu ihrer Nachbarin.

„Ist Fräulein Meister wirklich eine so gelehrte Dame?“ fragte Rudolf nun etwas gedämpfter seine Gegnerin. Diese schien des Streites müde zu sein und ergriff rasch das neue Thema. „Wissen Sie das noch nicht? Sie ist ein Brachtmädchen, das heißt, eigentlich viel zu gut. Sie stellt ihr Licht lieber unter den Scheffel, als daß sie Andere überstrahlt. Es ist eigentlich verkehrt. Wozu hat man denn seine Gaben? Aber es fehlt ihr jedes Talent, etwas aus sich zu machen.“

„Vielleicht nur der Wille,“ dachte Rudolf, aber er sagte es nicht.

Auf dem Heimwege überdachte er noch der Maudlin Urtheil über Anna. Von der Scharschungigkeit der Ersteren hatte er bereits manches Beispiel selbst erlebt, — und nun von dieser ein Lob zu hören, und einen Tadel, der in seinen Augen erst recht ein Lob war! Es fiel ihm die Stelle im Don Carlos ein: „Und unter Dreiern, die ich nach ihm frage, nicht einen einz'gen Neider hat.“ Aber die Geringsschätzung der Frauen, das Misstrauen gegen dieselben, in das er sich nun einmal seit lange hineingeredet hatte, waren nicht so auf einmal abzustreifen. Hat es nicht ein geistvoller Franzose gesagt, es sei auch eine Form der Koketterie, bemerklich zu machen, daß man keine habe? Zu diesem Resultat kam Rudolf jetzt in Beziehung auf Anna. „Sie kokettiert mit ihrer Bescheidenheit.“

Es schien ihm beruhigend, diese Auslegung gesunden zu haben. Beruhigend, nicht befriedigend.

Schon nach wenigen Tagen traf er mit beiden Damen wieder zusammen. Es war eben in die gelehrt Welt des Städtchens eine Bombe gefallen in Gestalt einer Broschüre, die sich in heftig polemifrender Weise gegen einen der Professoren wandte, zwar zunächst den Zweck hatte, ihm in einer wissenschaftlichen Frage entgegen zu treten, aber im weiteren Verlauf auch nicht verschmähte, allerhand Persönliches gehässig einzumischen.

Das Schriftchen war in Aller Händen; Viele lasen es mit Indignation. Einige nicht ohne Schadenfreude, Alle mit Interesse. Der wissenschaftliche Gegenstand, um den es sich handelte, trat bei Vielen ganz in den Hintergrund im Vergleich zu dem Slandal, zu dem er der Vorwand geworden. Rudolf hatte bereits unter seinen Collegen das Thema verhandeln hören bis zum Ueberdrüß. Als er jetzt auch die Damen davon erfüllt fand, zog er sich ärgerlich in eine tiefe Fensternische zurück. Nicht lange mochte er sich dort befunden haben, so mußte er abermals wider Willen zum Lauscher werden.

„Guten Abend, Herzchen; nun, haben Sie denn das Ding auch schon gelesen?“ hörte er die Maudlin fragen, die heute beweglicher als je schien. Aber die Unrede „Herzchen?“ Die Maudlin pflegte doch sonst nur Herren anzureden: „Damen sind mir zu langweilig,“ hatte sie ihm in der ersten Biertstunde ihrer Bekanntschaft anvertraut. Da hörte er auch schon den wohlthuenden Alt: „Da ich nicht möchte, daß Sie mich gering schätzen, ja.“

„Und was sagen Sie dazu?“ fragte die Maudlin wieder; es klang, als ob ihr an der Antwort gelegen sei.

„Was soll ich sagen?“ gab Anna zurück. „Ueber den Kern, den wissenschaftlichen Inhalt, bin ich ja ganz incompetent, zu urtheilen, aber mir scheint, das wissenschaftliche Gegengift gegen den Inhalt hat der Verfasser gleich mitgegeben in der Form. Erweckt nicht jemand, der so blind um sich schlägt, den Verdacht, daß er diejenige Stelle, auf die es eigentlich ankäme, nicht recht zu treffen weiß?“

Andere traten heran und begrüßten die Beiden, und Anna blieb eine Zeitlang in ruhigem Gespräch mit einigen Damen stehen, indeß die Maudlin weiter eilte. Um Letztere bildete sich bald ein Kreis auch älterer Herren. Das gescheute Mädchen hatte sein Publicum. In Anna's Nähe war es inzwischen still geworden; so kam es, daß von der benachbarten Gruppe, deren Mittelpunkt die Maudlin bildete, das Gespräch klar herüber klang. Die kluge Dame war augenscheinlich im besten Zuge.

Ueber den Inhalt will ich mir ja kein Urtheil anmaßen,“ sagte sie. Obgleich sicher Manches darin ist, was zu ernstem Nachdenken auffordert, so scheinen mir doch auch einige mehr oder minder geschickt verborgene Schwächen darin zu sein. Hedenfalls führt aber der Inhalt das wissenschaftliche Gegengift gleich bei sich in der Form. Ein Angreifer, der so blind um sich schlägt, gibt sich selbst das Zeugniß, daß er die richtige Stelle nicht zu treffen weiß.“

Rudolf trat aus seiner Fensternische. Er mußte Anna's Gesicht jetzt sehen; die seinen Wedel einer Gruppe

von Blattspflanzen, in die sie es gesetzt, verdeckten ihm nicht das stille Lachen.

„Fremde Federn, Fräulein Meister!“ lachte nun auch er.

Sie sah rasch auf. „Sie haben gelauscht.“

„Konnte ich anders? Ich hatte mich ja geflüchtet bis in's äußerste Thule, aber dem verwünschten Broschüren-Thema ist ja nicht zu entgehen. Und nun gar dieses Nachspiel! Es ist mir das Liebste von der ganzen Sache.“ Er lachte wieder. „Aber sagen Sie mir, dieses Ausgeben Ihrer Münze muß Sie doch verbrießen!“

Sie schüttelte lachend den Kopf: „Mich kränkt es nicht!“

„Das ist mir unbegreiflich.“

Jetzt wurde sie doch ernst. „Was schadet mir ihr Wiederholen? Denken Sie, ich möchte zum Beispiel in diesem Augenblicke mit ihr tauschen?“

„Aber sagen Sie mir, stammt Fräulein Maudlin's Geistreichthum ganz und gar aus dieser Quelle?“

Nun lachte sie doch wieder. „Sie dürfen auch nicht gleich zu schlimm von der Aermsten denken! Wie vielfach sind nicht Alle abhängig von dem, was vor ihnen Anderen sünden und urtheilen; und da bilden wir uns Alle nicht ein, daß wir uns dadurch einen Mangel an Originalität zu Schulden kommen ließen.“

„Gut gesprochen in einer schlechten Sache,“ sagte Wandner. „Aber sagen Sie mir, bitte, noch Eins. Bei der neulichen Debatte mit Fräulein Maudlin hätten Sie nicht so consequent Ihre Meinung vorenthalten sollen. Denn Sie hatten eine Meinung, — eine sehr selbständige, wenn ich Ihr Gesicht richtig las, — Sie hätten gewiß zur Klärung der Ansichten beitragen können.“

„Es war Ihnen allen beiden ja gar nicht um Klärung zu thun,“ sagte Anna sehr ruhig.

„Und um was denn, wenn ich fragen darf?“ fragte er, halb ärgerlich, halb belustigt.

Sie zögerte etwas mit der Antwort: „Nun, hauptsächlich um Amusement.“

„Sie haben wieder eine ganze Portion mehr auf der Zunge, als Sie sagen; — ich kenne das schon bei Ihnen, und oft genügt es auch; man sieht Ihnen ohnehin an, was Sie denken; aber hier wäre mir doch eine nähere Auseinandersetzung lieb.“

Sie ergab sich nicht sogleich. „Ich könnte Ihnen nichts sagen, was Sie Sich nicht — und besser — selbst sagen können. Ein großer Theil Ihrer Opposition entspringt aus Neidlust, und wer mit Ihnen streiten wollte, dürfte Ihnen vor allen Dingen nicht den Gefallen thun, Ihre häufigen Übertreibungen ernst zu nehmen.“

„Angenommen, daß Sie hierin Recht hätten, so bitte ich Sie doch um Ihre Antwort: Was ist es, was ich mir selbst sagen kann?“

„Nun zum Beispiel, daß es wohl häufig vorkommen mag, daß verschrobene Frauen studiren, daß aber eine Frau nicht durch das Studium verschroben zu werden braucht.“

„Ist das Alles?“

„Ich denke, es wäre genug.“

„Mir ist es nicht genug.“

Anna gab nach. „Oder, daß es hierbei so gut wie bei andern Dingen doch sehr auf die Beweggründe ankommt, aus denen etwas geschieht. Eine Frau zum Beispiel, die etwas lernt, um damit zu glänzen, muß nothwendig oberflächlich werden; welche aber dessen fähig ist, — glauben Sie ernstlich, daß sie ihren Haushalt etwa mit mehr Gründlichkeit leiten und in Ordnung halten wird, selbst wenn man sie zwingen könnte, sich außerhalb desselben nicht zu beschäftigen? Ich halte wenigstens Oberflächlichkeit für eins der unheilbarsten Uebel unter allen.“

Sie schwieg. Rudolf blickte schalkhaft zu ihr hinüber.

Es lag für das ernste Mädchen etwas ungemein Herzgewinnendes in dem offenen, treuerherzigen Blick der blauen Augen; und doch überraschte sie selbst die rückhaltlose Offenheit, mit der sie sich hingezogen fand, dem ihr fast Fremden anders gegenüber zu treten, als Anderen, die sie Jahr und Tag kannte. „Aber es lag in Rudolf's Wesen, in seinem Ernst, der doch so frei von Pedanterie war, seiner Fröhlichkeit, die doch stets die zartesten Grenzen innehalt, etwas ihrer eigenen Natur Verwandtes. Als er ihr gesagt, daß er sie auch ohne Worte verstände, hätte sie ihm fast mit der gleichen Wahrnehmung geantwortet, hätte nicht eine plötzliche Schüchternheit sie zurückgehalten. Nun gab sie sich unbesangen der Freude hin, mit dem „netten Menschen“, wie sie ihn in Gedanken bezeichnete, zu plaudern. Nur Eins wunderte sie hernach, daß ihr noch kein Abend so rasch vergangen war.“

(Schluß in nächster Nummer.)

Rathaus verboten.

Eine Fächer-Studie.

Von J. Meister.

From fernsten Osten her wirbelt eine Schar unzähliger, bunter Blätter über unsern Continent. Allenthalben flattern, raschen und knistern die Blätter in dem heißen Sommerwinde, und ihre fröhlichen, barbarisch grellen Farben leuchten im Salon wie im Theater, in der grünen Nacht der Wälder wie am wogenlagernden Strand der Seebäder, und es sollte mich sehr wundern, wenn die weißbrautigen Möwen am Nordkap und die berühmten Affen auf dem Felsfelsen von Gibraltar nicht auch schon die bunten Banner des nach Westen stürzenden Orients löffschüttelnd betrachtet haben.

Jedes einzelne dieser Blätter hat seine interessante Geschichte, und jedes berichtet uns in anschaulicher Weise von dem Leben und Treiben des fiktiven Völkchens, welches dort seinen Bedürfnissen und seinen grotesten Gewohnheiten nachgeht.

Ein einziges Hamburger Schiff brachte kürzlich eine Million dieser japanischen Blattfächer, außer seiner sonstigen Ladung und gleichsam als Füllmaterial, aus jenen Gewässern mit nach Hause; — wie viele Millionen mögen heuer, von der Moskwa bis zum Manzanares, wohl die Lust fächelnd erregen und den Wangen schöner Frauen Kühlung bringen!

Betrachten wir uns einmal einen dieser bescheidenen, weil so billigen, Fächer genauer. Hier ist zum Beispiel einer, den ich eines Tages auf einer nahen Eisenbahnstation gesehen habe, und der mir in der Höhe hochwillkommen gewesen ist. Mit welch lärmlichem Lohne muß sich der Hersteller des anmutigen Geräths in seiner fernern Heimat begnügt haben! Ich zählte dem ambulirenden Verkäufer fünfzig Pfennige für den Fächer, nimmt man aber in einem der großen Geschäfte ein Dutzend davon, so stellt sich das Stück auf die Hälfte des Preises. Wenn man nun noch die lange Reihe der Mittelpersonen, Commissaire, Verkäufer u. s. w. in Betracht zieht, die sich von hier aus bis in das östliche Inselreich erstreckt und deren jeder seinen Zoll von dem armen Papierfächer erhebt, so erhält man eine Idee von dem jämmerlichen Preis, für den der braune, mandelängige Sohn der Sonne seine so zierliche und mühevolle Arbeit thut.

Das Stielnetz des Fächers ist durch genaues und haarscharfes Spalten eines Stückes Bambus entstanden, dessen einzelne Theile wieder auf das Sauberste zusammengesetzt sind. Daselbe gleicht etwa jenen merkwürdigen, blattförmigen Korallenformationen, die in der Gegend der Mikronesischen Inseln aus der Tiefe zu Tage gefördert werden. Die bemalte Front-Ansicht, weiches, aber zähleriges Papier, wird auf der Kehrseite mit Reiskleister bestrichen, das Stielnetz wird daraufgelegt, mit der Rückansicht bedekt, und das Ganze fest gepreßt; ein neit aufgesetzter Papierstreif bildet den Saum, und der japanische Fächer, „fünfzig Pfennige das Stück,” ist fertig.

Aber man muß nicht glauben, daß er, wie er hier vor uns liegt, das Werk eines Einzelnen ist. Gar viele Künstler, von denen einige vielleicht schon vor hunderten von Jahren gestorben sind, haben ihr Gehirn angestrengt, um die Muster der hübschen, absonderlichen Zeichnungen zu entwerfen. Und auch das sonstige Material ist durch mancherlei Hände gegangen, ehe der Fächer bereit war, im Gewimmel seiner Genossen den Weg nach Westen anzutreten.

Und jeder dieser Fächer weiß unsere Blicke und unsere Phantasie zu fesseln und anzuregen. Wir erfahren durch sie, wie dem in Japan Wohnenden sich Land und Leute darstellen, und wenn wir in der Literatur jener Nation ein wenig bewandert sind, fangen wir auch hier und da einen Blick ihres Humors und ihrer eigenartigen Anschaungen auf.

Auf diesem Fächer hier sind Blumen gemalt, eine blaue Convolvulus-Art, die ohne Zweifel genau nach der Natur wiedergegeben wurde, denn wir erkennen in den Blüthen und Ranken eine Pflanze, die sich auch in unseren Gärten findet. Da sind ferner Nelken, Gänseblümchen, Astern und sogar Rosen. Wir erkennen daraus, daß viele unserer Blumen auch in Japan heimisch sein müssen. Natürlich ist uns schon längst bekannt, daß die wässerne, feelenlose Camellia japonica, die von vielen Damen so bevorzugt wird, ein Geschenk jenes Sonnenlandes ist.

Wir nehmen einen anderen Fächer zur Hand, der ein Landschaftsbild aufweist. Hier fällt uns auf, daß die Fächer mehrerer Häuser mit einer dichten Fülle kleiner, blauer Blumen bedekt sind. Der Fächer erzählt uns folgende Geschichte davon:

Die japanischen Schönern bedienen sich eines lieblichen Parfüms für ihre Haaröllette, das aus diesen Blümchen bereitet wird. Dieselben wurden daher früher allenthalben auf den Feldern gebaut und gezogen, bis die weise und väterliche Regierung zu der Ansicht kam, daß bei Weitem zuviel wertvolles Ackerland zur Cultur dieser nur dem Luxus dienenden Pflanze verwendet werde. Es wurde daher ein Gesetz erlassen, nach welchem die wohlriechenden Blumen fortan nur dort geduldet werden sollten, wo ohnehin nichts Anderes als Moose und Flechten gedeihen konnte, da es unziemlich sei, die Acker dem Luxus dienen zu lassen, während so viele Millionen Menschen ihre Nahrung und Kleidung den Producten der heiligen Erde einzunehmen müßten. Von der Zeit an säete man, gehoriam dem kaiserlichen Edict, die blauen Blumen auf den Hausdächern aus; und wie dieselben nach wie vor das Haar der Frauen verschönern, so zieren und verschönern sie jetzt auch die Bedeckung des heimischen Herdes.

Die landschaftlichen Bilder der Fächer zeigen durchgängig einen sehr hohen Horizont. Durch diese Einrichtung sichert sich der Künstler genügenden Raum für seine Arbeit, die gewöhnlich drei Viertel der Fläche bedeckt. Hier hat er eine Stadt dargestellt. Überall herrscht geschäftiges Leben; der Marktplatz wimmelt wie ein Bienenstock, auf den Brücken und Straßen drängen sich die Fußgänger, ziehen Prozessionen, und auf dem Fluß regt sich's von vielen Fahrzeugen. Die Stadt ist ihrer ganzen Anlage nach zu überschauen. Quartier reiht sich an Quartier, bis hinauf an die Hänge der fernen Hügel, von denen hier, wie in den meisten Fällen, der Gesichtsfries begrenzt wird.

Hier haben wir ein anderes, recht charakteristisches Bild. Es ist Abend. Der Himmel ist roth, bis auf einen langen Rebelfries, der von der oberen Mitte des Bildes herabkommt und das bewaldete Gebirge im mittleren Hintergrund in zwei Hälften teilt. Im Vordergrunde gewahren wir ein einfaches Häuschen, dahinter einen Stall. Eine Kuh schreit hartnäckig ihr Hinterteil zur Thür heraus, was ein Mann in unbekannter Weise mit Hülfe eines hölzernen Spatens zu verhindern sucht.

In einiger Entfernung sprudelt ein Quell unter einem schwappenden Tache von Bambus; zwei junge Weiber kommen von ihm her, barfuß, und jede zwei Eimer an einem geschnürteten Tragholz schleppt. Weiter in der Ferne ist eine Meeresbucht; die blauen Wasser brechen sich in weißsäumen der Brandung am Strand. Auf einer Landzunge, welche die Bucht auf der linken Seite einschließt, zeigt sich eine größere Stadt; über denselben erhebt sich das von dem Nebelstreifen halbte Gebirge; die Perspective löst sich in mehreren auf einander folgenden Vorgebirgen auf, deren letztes sich blau und scharf von dem orangefarbenen Himmel abhebt. Ueber dem ganzen Bilde ruht eine Stille, die ihren Eindruck nicht verfehlt. Die Figur des Mannes, der durch die Kuh in Verlegenheit und Unruhe versetzt wird, ist „sprechend,” und die barfüßigen, aber tolfeten Mädchen brauchen gar keine Japanerinnen zu sein; Schuhe haben sie nicht, aber ihr Haar ist den höchsten Anforderungen der Mode entsprechend aufgeputzt.

Wir wenden nun den Fächer um und betrachten seine Rückseite. Hier sind die Bilder selbst in neutralen Farben ausgeführt. Eine Nachtscene. Der bleiche Vollmond auf einem Grunde von aschfarbenem Blau sagt uns, daß es Mitternacht sei. Auf einsamem, markigem Grunde, umstarrt von verworremem Geröhr, kost ein Thier, weißbauchig und braunrädig, — ein Frosch; er hat das Maul weit offen, die Augen halb geschlossen; eine Pforte hebt er empor, die andere legt er auf das Herz; man sieht, daß dieses nachliche Geschöpf zum Monde emporruft, und wir können versichern sein, daß der Künstler, der mit so wenigen und einfachen Strichen soviel Charakter in seine Zeichnung zu legen wußte, in mancher schlaflosen Nacht dem Gequale dieses redseligen Sumpfbewohners gelauft hat.

Wir sind außer Stande, hier alle die manigfachen Bilder noch weiter aufzuzählen, mit denen diese einfachen japanischen Fächer geschmückt sind. Dieselben veranschaulichen in bewundernswertster Naturtreue das tägliche Leben, die Sitten und Gewohnheiten und die Umgebungen eines uns neuerdings so hochinteressant gewordenen Volkes. Wie lernen auch die Hausräthe der Japaner, ihre Werzunge, ihre Luxusgegenstände und ihr Spielzeug kennen, ebenso aus allerlei Karikaturen ihre humoristischen Ansichten über die abendländischen Fremden, die ihnen die moderne Cultur erschlossen haben. Die Inschriften, die fast keinem Bilde fehlen, sind Fragmente aus den klassischen Schriftwerken der Nation, auch Kernsprüche, Schlagwörter und volks hämische, witzige Redensarten; nirgends aber wird der Name des Künstlers vermischt, dessen Musterbild hier so laufend-fach vervielfältigt in die Welt hinausgeht; den Namen wird uns wohl Niemand aussprechen, aus seinem kleinen Arbeitsraum in dem Inselreiche am fernen Ostrand des altweltlichen Erdbebe-Complexes aber sendet er seine anmutigen Bilderboten an Dich, freundliche Leserin, und an mich.

Rathaus verboten.

Grüßen und Danken.

Von P. G. Heims.

Gruß ist viel, — ein Gruß ist wenig,” heißt es; zuweilen ist ein Gruß auch gar nichts. Es ist ja anziehend genug, in einer freien Stunde durch die Straßen zu geben und die verschiedenen Physiognomien zu betrachten, unbemerkt die Gesichter der Einzelnen an sich vorüber ziehen zu lassen, und sie auf Stimmung, Charakteranlagen, Schönheit und Hässlichkeit mit stillem Behagen zu mustern. Nicht weniger anziehend aber ist es, wenn auch nicht ganz so harmlos, — wenigstens was die persönlich Bekannten angeht, — die einem Begegnenden auf die Art, wie sie grüßen, genau anzusehen. Man wird da oft die sonderbarsten Entdeckungen machen. Und nicht immer ganz angenehme. Ich kenne zum Beispiel eine junge Dame, die es, was man so sagt, „zu etwas gebracht hat.“ Sie hat einen Mann von Stande geheirathet, und hat seitdem eine ganz neue Art des Grüßens erfunden. Zunächst geht sie einher, steif vor sich in die Lust schauend, als ob es überhaupt ganz unmöglich wäre, daß in dieser Gegend der Welt Leute leben könnten, die man eines Blickes werth halten möchte. Dabei bemerkst sie aber ganz genau, wer des Weges kommt; und wer im Glauben an ihr Richtehen ohne Gruß an ihr vorbeistreichen wollte, der würde zweifellos ohne in einem „guten und feinen Herzen“ bewahrt und — mit einem schwarzen Kreuz — darin über angefeindeten werden. Weniger aus Furcht vor solcher vielleicht doch unmöglichen Ungnade, als aus eigenem, angeborenen Anstandsgefühl rechnet man nun nicht auf etwaiges Unbemerkbarbleiben, sondern grüßt im Vorbeigehen, so wie es sich gehört, mit demjenigen Ausdruck von Ehrfurcht, den jede Dame so lange beanspruchen kann, als sie selbst sich nicht um dieselbe gebracht hat. Und das wird sie unzweifelhaft von dem Augenblick an ihm, in dem sie aufhört, „Dame“ zu sein; das heißt, die Tugenden in sich zu vereinen und alle die Forderungen zu erfüllen, die man an eine Dame zu stellen berechtigt ist: Zum Beispiel auch diejenige, daß sie auf angemessene, freundliche Art wiedergrüßt.

Worin besteht nun aber die epochenmachende Errungung meiner jungen Frau X?

„Was, grüßt die Dame nicht einmal wieder, wenn sie gegrüßt wird?“ fragt wohl erstaunt mein Begleiter, verwundert über das Benehmen der schönen Vorübergegangenen.

„Freilich grüßt sie!“ erwidere ich lächelnd. „Du hast nur nicht genau zugesehen. Allerdings neigt sie weder bemerkbar das Haupt, noch fährt ein lächelnder Zug um ihren Mund, noch schaut sie freundlich auf Dich, — nein, sie macht es anders; sie flappi nur in stiller Majestät die Augen zu, ganz kurz, und kommt sich dabei fraglos außerordentlich groß und vornehm vor, und es will mir scheinen, als ob diese nagelneue Art der Majestät, — oder des Prozentums, — schon Schülern gemacht habe.“

„Und die Dame grüßt Du zum zweiten Male?“ fragt entrüstet mein Freund.

„Ja; ich grüße sie aus demselben Grunde, aus dem ich auch zu Hause nicht in Hemdsärmeln sitze, und weshalb ich Handschuhe auf der Straße trage; meiner selbst wegen. Aber ich bin mir nur noch nicht klar, wie ich sie das nächste Mal begrüße. Es gibt drei Wege. Entweder man fängt schon auf fünfundzwanzig Schritt an, zu dienen und grüßt sich so vorbei; oder man läßt verbindlich die Kuitrempe auch nur mit zwei Fingern an; oder man sucht noch einen Ausweg und besieht sich regelmäßig das nächste Schausfenster oder den ersten besten

Vaterneupfad so lange, bis sie vorbei ist. Besonders häßlich sind ja alle drei Arten nicht, aber es mag auch hier mit summi-gemäher Anwendung heißen: „Auf einen groben Kloß gehört ein grober Stein!“

Ich glaube wirklich, daß Herren, die sich ohne Widerspruch solche liebenswürdigen kleinen Neuerungen gefallen lassen, damit eine Sünde gegen den guten Ton begehen; und daß Damen, die solche Neuerungen einführen oder nachahmen, sich damit selbst des törichtlichen Vorrechtes begeben, unter dem unverbrüchlichen Schutz der guten Sitte zu stehen und — zur guten Gesellschaft zu gehören, mögen sie eine Gesellschaftsinstanz einnehmen, welche sie immer wollen. Anspruch auf Berehrung und alle Zeichen der Berehrung gibt nur die tadellose Weiblichkeit; und zu ihr gehört die huldvolle Freundschaft in aller Art von Freizeit.

Eine andere, auch ganz niedliche Art des Gegengrußes seitens einer Dame kann man recht häufig niedriger Stehenden gegenüber beobachten, darin bestehend, daß die Betreffende nicht etwa das schöne Haupt neigt, sondern es kurz in den Händen wirkt. Ob eine Dame von So und So nicht dieselbe bliebe, die sie ist, wenn sie auch den Gruß des Kaufmannes bei dem sie Rechnung macht, oder sogar des Kutschers, in dessen Wagen sie steigt, ordnungsmäßig, das heißt ernsthaft und doch mit einem Anflug gütiger Freundschaft erwiederte?

Wenn manche Dame hört, was still oder halblaut hinter ihr her gesprochen wird, während sie glaubt, im vollen Strahlen-glanze der bewunderten Vornehmheit vor den Leuten dazustehen, — sie würde sich befinden, ehe sie den Gruß auch des „kleinen Mannes“ unfeindlich oder in geradezu beleidigender Weise zurückgäbe.

Eine andere — sei es gerade heraus gesagt — kann unserer Damen ist es, auch sehr wohl bekannten Herren gegenüber auf der Straße fremd zu thun und den Gruß der selben falt und leer zu erwarten, ohne selbst in irgend einer Weise, und wäre es nur durch einen Blick, ihnen zu Hülfe zu kommen. Wer wäre nicht schon selbst in der peinlichen Lage gewesen, daß er, unversehens an einer mehr oder weniger bekannten Dame vorübergehend, sich plötzlich ärgerlich den Vorwurf gemacht hätte: „Das war Fräulein Y. oder Z., und die hättest Du ja grüßen müssen! War ja neulich Deine Tisch-dame!“ — Und die betreffende Dame erzählt wohl zehn Minuten nachher sehr entrüstet zu Hause: „Der Doctor B. ist aber doch auch ein rechter Kleegel! Heute grüßte er mich nicht einmal!“ — Ja, und er hätte es doch so gern gethan! Und hätten Sie dem Kurzstügigen oder in Gedanken Gehenden nur ein ganz kleines Zeichen gegeben, daß Sie seinen Gruß erwarteten oder annahmen, dann wäre Ihnen folcher Gruß gewiß geworden, und Ihnen sowohl wie ihm wäre großer Verdruss erspart!

„Das schickst sich nicht!“ meinen Sie? Es schickt sich Alles für eine Dame, was anmutig, liebenswert, freundlich ist. Es würde sich sogar schicken, wenn Sie den armen Doctor, falls er Ihnen nur einigermaßen bekannt oder befreundet, ein ganz klein wenig zuerst grüßen im Wiederholungsfalle, ob es nun in den Leitsätzen über den „guten Ton“ gedruckt steht oder nicht. Ich für mein Theil muß sagen, daß ich immer meine Herzensfreude daran gehabt habe, wenn ich sah, daß man mir derartig mit freundlicher Güte auf den Weg helfen wollte. Die Dame, deren Ruf darunter leidet, muß ohnehin nicht mehr in hohem Ansehen stehen; und den Herren, der das nicht ertragen kann, ohne gleich von Siegen und Familien-dramen zu träumen, den würde eine kluge Frau bald genug durchschaut haben. Der verdient eben solche Rücksicht nicht. Aber solcher traurigen Gesellen wird es doch nur wenige geben. Die Engländer dürfen uns wahrlich nicht überall Lehrer der feinen Sitte sein; aber in dem Mitgruppen der Ladies können wir unbedingt von ihnen lernen, und ich möchte solches als eine der schönsten und angenehmsten Seiten des öffentlichen Verkehrslebens dort schwören und als einen Brauch, der sich wohl auch für unsere Längen- und Breitengrade recht angelegenlich empfehlen dürfte.

Es ist mir oft, um noch beim Auslande zu bleiben, in spanischen Landschaften aufgefallen, mit welcher großen Bereit-willigkeit dort überall, diesseits und jenseits des Meeres, die Herren den Damen Platz machen: Im Omnibus, im Theater, im Eisenbahnabschlag und in der Pferdebahn; und ich habe manchen Señor in glühender Sonnenhitze zu Fuß seinen Weg fortsetzen sehen, der aus dem vollbesetzten Wagen ausstieg, um einer Schönen seinen Sitz oder Stand einzuräumen, und jedes Mal auch habe ich als seinen Lohn, mit dem er wohl zufrieden war, ein flares, freundliches „Gracias Señor!“ gehört. — Bei uns wird man deraiger Aufmerksamkeit gegen Damen viel seltener begegnen. Ich glaube nicht, daß nur das den Romanen eigene größere Maß von angeborener Galanterie daran Schuld ist, — vielmehr möchte ich den Grund darin suchen, daß man sich gelegentlich solcher liebenswürdigkeiten einer unbekannten Dame gegenüber bei uns sehr leicht der Gefahr ausgesetzt, daß dieselbe entweder überhaupt ohne Gruß und Dank den ihr angebotenen Platz, die ihr zur Hülfe dargereichte Hand annimmt, oder in einer Weise dankt, die einer völligen Ablehnung des kleinen Ritterdienstes durchaus gleich kommt.

Sie meinen, Gnädige, an solchen kleinen Unebenheiten des Sitzgebens sei doch im Grunde nur die weibliche Scheu und bescheidene Zurückhaltung schuld? Pardon, wenn ich wider-spreche! Aber ich habe immer und überall, bei allen Damen, die ich kennen lernte, gefunden, daß echte Weiblichkeit sich stets auch mit äußerlicher Liebenswürdigkeit vereint zeigte, und daß gerade das Bewußtsein ihrer Unnahbarkeit ihnen die kleinen Gaben frauhafter Huld als etwas Selbstverständliches erscheinen ließ. Und die jungen Mädchen, die schnippisch das Rätschen aufwerfen, um mit jenem nicht leicht wiederzugebenden, aber keineswegs das Herz erfreuenden Ton zu sagen: „Nein, ich danke!“ die sind manchmal gar nicht so jung und harmlos, wie sie aussehen! Das berühmte „Ewig-Weibliche“ ist das, was überall, bei Allen und zu allen Zeiten als Schmuck des Weibes gegolten hat, gilt und gelten wird; und dazu gehört neben der Liebenswürdigkeit des Herzens mit sanftem und stillem Geist und anjet dem Auge, in dem Gott sich spiegelt, auch die tadelfreie, nach außen handelnde Offenbarung solcher inneren Güter.

Nur durch Anmut allein herrsche — und herrsche das Weib!



Martinsabend. Von H. Bachmann. — Siehe Seite 461.

Verschiedenes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Auf Posten. Siehe das Bild, Seite 457. — Wen hat eine zwingende Fliege nicht schon zur Verzweiflung gebracht? Sie summt und summt, und wenn sie einen Wuhpunkt gefunden hat, setzt sie sich gewiß auf die Stelle, die gegen das Krabbeln ihrer Füße am allerempfindlichsten ist. Empfindlich ist der kleine Skater trotz seines dichten schwarzen Fells ebenso wie ein Jungeselle mit einer Bluse. Und ihn ärgert das kleine Insekt, das sich so ohne alle Umstände in seiner Nähe unbemerkbar und ihn in seinem beschaulichen Nachdenken stört. Auf Posten also, — eine gute Vorübung übrigens auch für den Kriegsdienst vor dem Manzeloch, — und wenn die Fliege seine Unbeweglichkeit für Gleichgültigkeit hält und sich ganz in seine Nähe wagt, dann schlägt er mit der Pfeife zu, und es ist um sie geschehen, — natürlich nur, wenn sie nicht doch noch schneller war als er und floglos weiter summt.

Martinsabend. Siehe das Bild von H. Bachmann, Seite 460. — Viele unserer christlichen Feste haben zwar von einem christlichen Heiligen ihren Namen erhalten, aber Ursprung und Bedeutung, vielfach auch die noch üblichen Gebräuche, reichen weit zurück in das altgermanische Heidentum. Auch der dem heiligen Martin, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts wider seinen Willen auf den Bischofsthron von Tours gelegt wurde und ein Muster in allen christlichen Tugenden war, geweihte Tag, der 11. November, wurde schon von unseren Vorfahren als ein heiliger Tag gefeiert, noch ehe das Christentum seinen Siegreichen Einzug in Deutschland gehalten hatte. Er galt dem Wuotan, dem Ersten der germanischen Götter, dem Gebieter über das Gedröhnen der Erde, und man brachte ihm zu Winters Anfang ebenso wie beim Beginn des Frühlings Opfer an Früchten und Thieren dar, um seinen Segen für das kommende Halbjahr zu ersuchen und ihm für seinen Schutz im verschlossenen zu danken. Von dem heiligen Martin erzählt die Legende, daß er seinen Mantel mit einem Armen teilte, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete; in der folgenden Nacht erschien ihm Christus, mit dieser Hälfte bekleidet. In der Art und Weise, wie in vielen Gegenden Deutschlands noch heute der Martinstag gefeiert wird, vereinigt sich die christliche Legende und der altgermanische Mythos. Dort ziehen die Kinder am Martinsabend in Scharen singend von Haus zu Haus und werden für ihren Gesang mit Apfeln, Rüben und Martinsbrezeln belohnt, ähnlich, wie es vielfach in Deutschland auch am Fastnachtsabend Sitte ist. An Stelle des Armen, den der heilige Martin mit seinem Mantel bekleidete, sind die Kinder getreten, und die Opfergaben, welche die vordchristliche Zeit dem Wuotan darbrachte, sind zu einer harmlosen Röscherei geworden.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Antike Gefäße und ihre Bedeutung für die moderne Kunst-Industrie. — Drei Arten von Gefäßen sind es, welche das klassische Alterthum uns in Originalen hinterlassen hat: die Gefäße in gebranntem Thon, in Silber und in Glas. Sie sind, genau genommen, nicht von derselben Herkunft und stammen auch nicht aus einer und derselben Zeit. Während die Thongefäße in weitaus überwiegender Mehrzahl der Blüthezeit der griechischen Kunst angehören und ihre Heimat entweder in Griechenland selbst oder im griechischen Unter-Italien gehabt haben, gehören die Silbergefäße und ebenso diejenigen in Glas bereits der Epoche der griechisch-römischen Kunst an und sind vorzugsweise in dem ersten Jahrhundert des römischen Kaiserreiches entstanden. Nichtsdestoweniger tragen sie Alle gleicherweise den Charakterzug der griechischen Kunst, welche die Schönheit der Form als die erste Hauptbedingung für die Gestaltung eines Gefäßes erscheinen läßt.

Wenn wir aber aus ganz modernem Gesichtspunkte alle diese Gefäße betrachten, nämlich in wie weit sie uns zur Lehre, unserer modernen Industrie zur Nachahmung dienen können, so finden wir doch Unterschiede in Bezug auf Verwendbarkeit und Wichtigkeit. Silbergefäße gibt es im Verhältniß nur wenige, und diese wenigen Gefäße sind zwar schön und eindrücklich in Form und Ornament, aber nicht mannigfach nach ihrer Art. Die Glasgefäße wiederum geben Formen, welche sich bei den Terracotten in generauer und scharfer Ausprägung finden. Ihre Bedeutung besteht mehr in der mannigfachen, zum Theil erstaunlichen Technik der Verzierungen, die aber für das Glas-Material, wie wir es nordwärts der Alpen gebrauchen, weniger verwendbar sind. Auf Farbe und bunte Ercheinung berechnet, passen sie nicht für das helle Kristall-Glas, welches das bevorzugte Material unserer Glas-Gefäße und Glas-Geräthe bildet. Dagegen giebt das antike Glas gute Vorbilder und lehrreiche Motive den Muranens und ihrem leichten, mitselbst zusammengeholzten Material.

Es ist demnach von jenen drei Arten der antiken Gefäße diejenige aus gebranntem Thon für uns aus dem angegebenen Gesichtspunkte bei Weitem die wichtigste. Sie giebt uns nicht blos dasjenige, was die echte griechische Kunst in ihrer schönsten Zeit auf diesem Gebiete geleistet hat, sie gewährt auch die größte Fülle von Formen, welche dem praktischen Gebrauch dienen. Freilich kann uns der Archäologe einwenden, eben diese Gefäße, welche wir in unseren Sammlungen besitzen, Gefäße, welche den Todten in die Gruft beigegeben und aus den Grabstätten wieder an das



Blumenvase
in Kunzbronze. Entworfen und ausgeführt von F. Hornemann, Zinnguss- und Bronzearbeiten-Fabrik in Berlin. Höhe 31 Cent.

auseinandersehen müssen. Diese antiken Terracotta-Gefäße finden sich in großer Zahl vor und sind, je kunstvoller und bedeutender, desto mehr mit figürlichen Bildern geschmückt, welche zum Theil mythologischen, zum Theil historischen oder jaghaften, zum Theil genrehaften Inhalts sind. In der Auslegung dieser Bilder erblickt nun der Archäologe seine Hauptaufgabe in Bezug auf diese Terracotten; seine Hauptaufgabe, sagen wir, denn es sei uns ferne, zu verkennen, daß er fortwährend bemüht gewesen, sowohl die Formen zu klassifizieren, als auch die Geschichte dieses künstlerischen Fabrikationszweiges zu berichtigten. Aber auch dieser Standpunkt der Betrachtung läßt uns wieder gleichgültig. Was ist uns Detuba? Was sind uns diese mythologischen oder historischen Darstellungen, deren Räthsel den Scharfum des Gelehrten reizen, deren Nachahmung oder Nachbildung wir aber unser

Licht gebracht werden, — eben diese haben der überwiegenden Mehrzahl nach nicht dem Gebrauche des Lebens gedient, sondern gelten nur als Ehrenzeichen des Verstorbenen oder als Erfordernisse des Todten-Cultus. Das mag richtig sein; aber nicht alle sind nur Zeichen der Ehre oder Gefüße des Scheingebranche, und die Bilder auf diesen Gefäßen, welche ja der Scenen aus dem Leben gar mancherlei darstellen, beweisen, daß die Formen des Gebrauches keine anderen waren, als diejenigen, welche uns die Grabstätten überliefert haben. So mit läßt uns die archäologische Einsprache gleichgültig; sie hat keine Bedeutung für unseren Gesichtspunkt der Betrachtung.

Auch noch ein Anderes ist es, worüber wir uns mit dem Archäologen

Künstlern, welchen die Gefäß-Verzierung obliegt, nicht zur Vorrichten machen können? Diese Bilder sind betreffs der Ge- genstände, welche sie darstellen, unabhängig von der Form der Gefäße; für uns haben sie nur historische Bedeutung, als sie in lehrreicher Weise

der Form des Ge- fäßes sich anschließen und durch den Platz, den sie einnehmen, die Gliederung desselben berücksichtigen. Und das ist oft bei den antiken Terracotta-Gefäßen in musterhaftester Weise der Fall. Nicht immer frei-lich, denn wie es heute bei uns vor kommt und auch häufig bei den Majolika-Gefäßen der Renaissance der Fall ist, so findet man auch auf den griechischen Gefäßen, daß sich figürliche Scenerien ohne Rückicht auf die Gestaltung, auf Henkel oder Hals, um das Gefäß herumziehen und zu gleich jeder Perspective wohl sprechen.

Die moderne Industrie irrt daher, wenn sie glaubt, sie müsse ein Gefäß, z. B. eine Wasserkanne von Kristallglas, dem sie antike Form verleihen hat, auch mit antiken Figuren verzieren. Es ist nicht unrichtig, aber es ist unnötig und insofern verfehlt, als wir uns doch erst künstlich in das antike Leben hineindenken müssen und dasjenige, was auf diese Weise entsteht, nicht unmittelbar durch die Kunst, sondern unter der Mitwirkung des Verstandes geschaffen wird. Andererseits wird auch nicht jede moderne Scene für ein Gefäß von antiker Form passend erscheinen. Der herrschende Charakter derselben ist immer die edle, ruhige, klassische Form mit dem sanften Schwung der Contouren, und dieser Charakterzug ist so gebietisch, daß er auch auf der Fläche keine unedle Verzierung duldet, weder in Figuren noch im Ornament. Bauern-Szenen nach holländischer Art, deren Gemeinheit ja nur durch die Einheit der Farbe und die Liebe der Ausführung aufgehoben wird, dürfen sich daher nicht mit antiker Form vertragen. Und was das Ornament betrifft, so können wir uns auf die von allen Ausstellungen her wohlbekannten dänischen Terracotten beissen, welche in Farbe und Feinheit des Thones, in zierlich eleganter Behandlung den griechischen Thon-Gefäßen möglichst nahe kommen. Unter diesen Kopenhagener Gefäßen befinden sich auch solche, welche mit naturalistisch gezeichneten und gemalten Kränzen und Blumen geschmückt sind. Ein Bild des wohlgeschulten Auges reicht hin, um zu sehen, daß hier ein unlösblicher Widerspruch vorhanden ist, daß eine Sünde wider den Geschmack begangen worden.

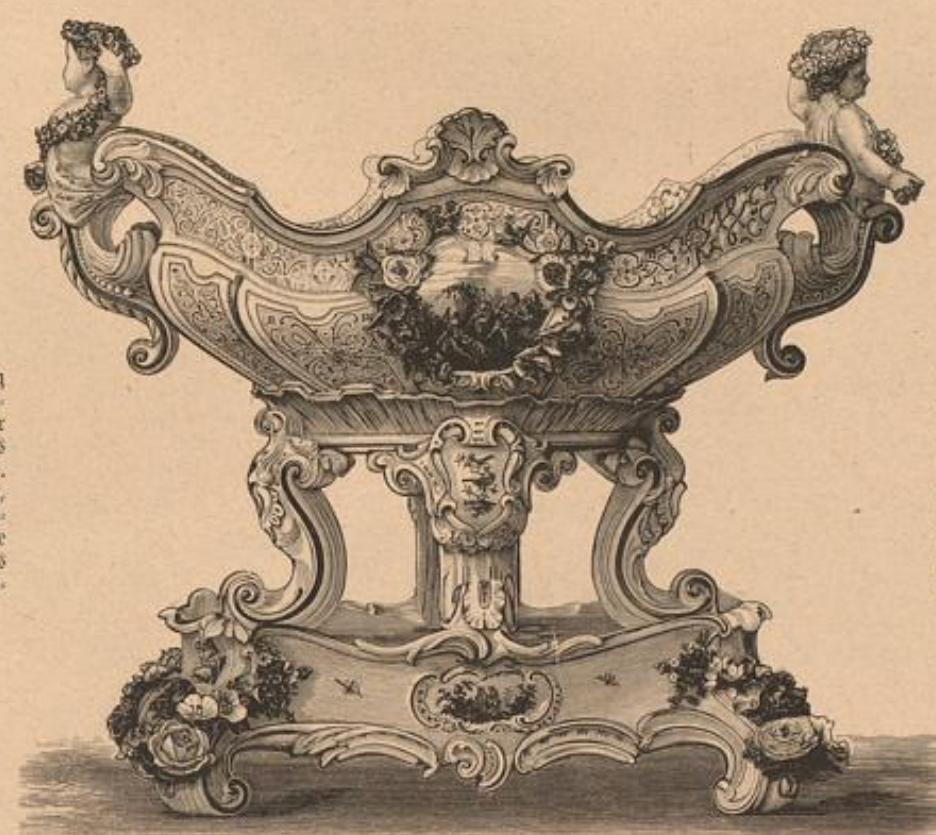
Einen anderen Irrthum haben wir gelegentlich die Glas-Industrie begehen sehen, indem sie in ihrem Material, in durchscheinendem schwarzen Glase, die griechischen Gefäße nicht bloß imitierte, sondern copierte, und zwar mit der figürlichen Verzierung in den gleichen rothbraunen Farben. Abgesehen davon, daß solche Gefäße ja doch immer auf dem unvergeudeten Standpunkte der Copie stehen, ist der Effekt ein ganz anderer durch das spiegelnde Material. Der idiorrheische Firnis oder Überzug, welcher den Grund oder die Figuren der antiken Gefäße deckt, ist so milde in seinem Glanz, daß derjenige des Glases sich nicht zu ihm herabstimmen läßt. Besser erscheinen Copien in Porzellan, wie sie ehemals die Wiener Fabrik versucht hat, aber auch diese besitzen nicht jene sanfte Harmonie, welche die Originale auszeichnen.

Der wirkliche Wert und Nutzen der antiken Terracotten für uns und unsere moderne Kunst-Industrie muß anderswo geachtet werden; er liegt nicht in der figürlichen Verzierung, auch nicht in der farbigen Haltung, sondern in der Form der Gefäße und in der Art, wie Ornament und Verzierung der Form und ihrer Gliederung angepaßt sind.

Die Formen der antiken Gefäße sind sehr mannigfach und für den verschiedenartigsten Gebrauch bestimmt; da giebt es Gefäße für Speisen wie für Getränke, flache Schalen auf hohem und niedrigem Fuße, Teller und Schüsseln, Trichterschalen und Trichterchen, Platten, groß und klein, schlank und niedrig, spitz und rundlich, Kannen zum Schöpfen und Gießen, Wasserkannen, Mischkrüge und Kühlgefäß, und dazu die mächtigen Amphoren, die Siegespreize der Weltkämpfe. Man kann in der Ausbildung der Formen, wenn man die älteren mit dem späteren vergleicht, wohl einen Fortschritt des Formgefühls erkennen, aber auch die älteren schon zeigen jenes griechische Stilgefühl für den Schwung der Linien, für einen reinen und edlen Contour, der diese Gefäße für alle Zeiten zu unübertroffenen Meisterwerken, zu idealen Schöpfungen ihrer Art gemacht hat. Sie zeigen auf das Deutlichste den Zweck, für den sie bestimmt sind und haben diese Zweck-



Antike Kanne
in Messing oder Kupfer. Entworfen von Robert Meyerheim in Berlin, ausgeführt von Th. Guiremand ebendaselbst. Höhe 30 Cent.



Tafelaufsatz,
modellirt und in Porzellan ausgeführt in der Königlichen Porzellan-Manufaktur zu Meissen.
Höhe ohne Podest 41 Cent., mit Podest 52 Cent.

mäßigkeit mit dem edelsten Schönheitsgefühl zu vereinen gewußt. Selbst breite, tosfartige Gefäße, wie die Mischfrüge und Amphoren, Gefäße, die bei uns plump und schwer ausfallen würden, machen keine Ausnahme. In dieser unübertraglichen Verbindung des Schönen und des Zweckmäßigen liegt der erste Vorzug der antiken Gefäße; hier haben wir zu studiren und dürfen uns auch nicht scheuen, zu copiren, denn diese Gefäß-formen sind ewig, wie ihre Bestimmungen ewig sind, und, obwohl aus griechischem Formgefühl hervorgegangen, doch frei und unabhängig von jedem besonderen Stil. Freilich sehen sie, wie schon erwähnt, eine entsprechende Decoration voraus. Diese Formen sind auch unabhängig vom Material. Obwohl auf der Töpferscheibe entstanden, hindert doch nichts, sie auch in Glas und Metall auszuführen, wie ja auch die Alten nicht anders gethan haben. Ihre Gefäße in Bronze, Silber, Glas sind denen in Terracotta durchaus formverwandt.

Unter Studium kann aber weiter gehen, indem wir das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander betrachten: die Uebergänge vom Rumpf oder Bauch des Gefäßes nach oben zu Hals und Mündung, nach unten zum Sänder und zum Fuße, und die Bildung des letzteren selbst. Was den Fuß betrifft, so werden wir oft in Versuchung kommen, ihn größer oder breiter zu machen, um dem Gefäß einen festeren Stand zu geben. Ganz besonders lehrreich aber ist die Bildung des Henkel, die immer, man kann sagen ausnahmslos, den Eindruck machen, als ob sie als ein nothwendiges Glied zum Gefäß gehören, einerlei ob sie horizontal oder senkrecht angehen, ob ihrer zwei sind oder drei oder nur einer. Gerade hieran frantl unsere moderne Gefäß-Kunst; in jedem Material sieht man ihr an, wie sie sich müht und doch nicht weiß, wie sie die Henkel bilden und ansetzen und mit dem Rumpfe des Gefäßes in organische Verbindung bringen soll. Die antike Kunst bildet aber nicht blos die Henkel des Gefäßes richtig, indem diese gleichsam den Contour des Gefäßes fortsetzen und durch ihre weitere Ausladung ihn bereichern, sie zeigt dieselben nicht blos richtig an, sondern umgibt den Anhänger auch mit einem gemalten Pflanzen-Ornament in einer Weise, daß dieses den Übergang aus dem Relief des Henkels in die Fläche des Gefäßes noch natürlicher erscheinen läßt. Das Motiv ist so einfach, als könnte es gar nicht anders sein.

Und wie hier, so schließt sich das gezeichnete oder gemalte Ornament gleicherweise überall ebenso verständig wie natürlich der Gliederung des Gefäßes an. Man kann das Gefäß in gewisser Weise mit der menschlichen Figur vergleichen und ihm Hals und Schultern, Rumpf und Fuß zusprechen. Alle diese Theile erhalten ihre besondere Ornamentation: der Hals seine Reisen und Schnüre und Kränze, die Schulter ihren Kragen, der Rumpf sein breites flächen-Ornament mit bildlichem Schnud in der Mitte. Je nach Stelle und Lage steigt das Ornament hier aufwärts und fällt dort herab oder reicht sich gleichgültig und bildet einen umlaufenden Kranz.

Immer aber ist das Ornament, auch da, wo kein Motiv bestimmten Pflanzen, wie z. B. dem Epheu, entlehnt erscheint, in der Weise gezeichnet, die wir stilisiert nennen, d. h. nach, regelmäßig und in regelmäßiger, wiederkehrender Anordnung. Und es kann nicht anders sein. Die stilvolle Bildung des Gefäßes fordert die stilvolle Behandlung und Anordnung des Ornamentes. Und wir unsererseits werden nicht anders handeln können, wenn wir uns die griechischen Gefäße zum Vorbild nehmen. Wir sind nicht gebunden, die verhältnismäßig wenigen Motive, welche wir auf den antiken Gefäßen finden, immer und ewig zu wiederholen; wir stehen ihnen frei gegenüber, wie die Künstler der Renaissance sich in dieser Beziehung frei und selbständige fühlten. Aber wir müssen doch desgleichen

thun. Wir können unsere Krüge, Wassergläser, Trinkbecher, Schalen u. s. w. wenn wir ihnen antike Formen geben, nicht mit naturalistischen Blumen und Kränzen schmücken. Nur, wenn wir die Gefäße beobachten, welche uns die griechischen Gefäße lehren, werden wir selbst edle und vollkommene Bildungen auf diesem Gebiete des Kunstgewerbes schaffen.

J. v. Dralle.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die segensreiche Thätigkeit deutscher Missionarinnen in Ostafrika hat bereits außerordentliche Erfolge aufzuweisen. Erst vor wenigen Jahren ist die erste Missionarin, Fräulein Marie Rentz, nach dem fernen Welttheil abgesandt worden, um sich zunächst in Sansibar dem Dienste der Humanität zu widmen. Auf den Rath des dortigen deutschen Consulates wird die Dame auch fernher aus dem bisherigen Orte ihrer Thätigkeit verblieben und dasselbst in gemieteten Räumen ein Hospital einrichten. Zu ihrer Hülfe ist vor kurzem die Schwester Auguste Herter aus Berlin entsandt worden. In Dar-es-Salam widmet sich Freim Frieda von Bülow seit einiger Zeit demselben schweren Berufe. Ferner beschäftigt die evangelische Missionsgesellschaft baldmöglichst noch eine Schwester und einen Theologen auszusenden, welch letzterer die Seelsorge in dem Krankenhaus und unter den Deutschen Sansibar's übernehmen soll.

Weimar. — In hochherziger Weise hat die Fürstin Hohenlohe, Tochter der als Universal-Erbin Franz Liszt's wohlbekannten Fürstin Sayn-Wittgenstein, die Summe von 70,000 Mark zur Gründung einer vom Allgemeinen Deutschen Musik-Verein zu verwaltenden Liszt-Stiftung gespendet. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, welcher für die Förderung der Kunst stets ein warmes Interesse an den Tag legt, hat das Protectorat der Stiftung übernommen. Die Erträgnisse derselben werden hauptsächlich jungen Meistern, insbesondere Klavierpielern und Komponisten, zu Gute kommen.

Wien. — Der bekannte Afrikareisende Dr. Holub und dessen Gemahlin sind neulich vom Kaiser Franz Josef in einer Privat-Audienz empfangen worden, wobei der Monarch insbesondere seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß er Frau Holub, die fühne Begleiterin ihres Gemahls, kennen zu lernen Gelegenheit habe, nachdem er bereits soviel von den Gefahren gehört, welche sie an der Seite ihres Mannes zu bestehen hatte. Der Kaiser bemerkte, es sei zu verwundern, daß eine Dame eine so lange und mühevolle Expedition von Anfang bis zu Ende mitzumachen im Stand gewesen; es gäbe wohl wenig Frauen, welche bei einem so gefährlichen Unternehmen so viel Unerschrockenheit und Ausdauer bewiesen hätten. Im weiteren Verlaufe der Audienz erläuterte sich der hohe Herr mit besonderem Interesse nach den Überfällen, denen die Reisenden im Lande der Maschukulumben ausgesetzt waren, und ließ sich eine genaue Beschreibung der Kampfesweise und der Waffen der wilden Stämme des inneren Afrika geben.

Zürich. — In der Schweiz hat jüngst der erste weibliche Rechtsbeamte die praktische Thätigkeit eröffnet. Frau Dr. jur. Emilie Kempin wird sich in Zürich mit der Ertheilung von Rath in Rechtsfragen, der Abschaffung von Verträgen, Testamenten und anderen Urkunden beschäftigen. Proben ihrer Rednergabe abzugeben, wird aber die Dame nicht sobald Gelegenheit finden, denn die Vertretung der Parteien vor Gericht ist ihr von der Regierung nicht gestattet worden. Nebrigens ist die Zahl der Studentinnen

an den schweizerischen Hochschulen in einer starken Abnahme begriffen. Während die Universität Zürich um die Mitte der siebziger Jahre durchschnittlich achtzig Studentinnen in jedem Semester zählte, sind gegenwärtig deren nur noch etwa vierzig vorhanden.

London. — Adelina Patti's Memoiren werden demnächst von dem Gewahl der weltberühmten Sängerin der Duffentlichkeit übergeben werden. Aus den Auszügen des Werkes, welche Signor Nicolini bereits publiciren ließ, ist insbesondere jener Passus bewerkenswerth, welcher von Adelina's erster Ehe mit dem Marquis de Gauz handelt. Daß die Verbindung unglücklich war, — so schreibt Nicolini, — daran trägt wohl Adelina Patti den größten Theil der Schuld. Andere Künstlerinnen, welche Aristokraten heirathen, spielen auch im Leben Komödie und unterhalten sich damit, Fürstinnen, Gräfinnen, Baroninnen darzustellen. Adelina aber ist selbst außerhalb der Bühne das heitrlütige Geschöpf der Bretter, und das konnte sich nimmer mehr mit der Marquis-Krone vertragen.

Rom. — In allen Ländern und Nationen der civilisierten Welt trifft man schon seit geräumer Zeit mit geschäftiger Einfügung Vorbereitungen, um den Papst bei dessen Priester-Jubiläum durch mehr oder weniger summe Geschenke zu überraschen. Nun haben sich auch die Schülerinnen der untersten Volksschul-Klassen in Rom der großen Schar der Geschenkgeber angelassen und arbeiten gemeinschaftlich an einem Paar Strümpfen aus weißer Floreife, die sie dem heiligen Vater als Jubiläumsgabe darbringen wollen. An diesen Strümpfen darf jedes Mädchen so viele Nadeln stricken, als es Jahre zählt. Zu diesem Behufe bringt man die Collectiv-Arbeit, sorgsam in Seidenpapier eingeschlagen, von einer Schule zur andern, und jedes Kind wird, bevor es sein Penitum arbeitet, einer gründlichen Waschung unterzogen.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ein feiner Sprühregen hüllte am Tage des großen Preises den weiten Plan der Rennbahn zu Charlottenburg in wollige Schleier, dennoch bewegten sich endlose Wagenströme aus der Residenz nach der Gemarke der benachbarten Schwesternstadt. Zwar blieb die königliche Loge leer, und auch der lustige Pavillon, welcher sonst den Sammelpunkt der vornehmen Welt bildet, war verlassen, ja selbst die Kieswege und Rasenplätze lagen mit ihren verwaisten Stuhleinreihen wie ausgestorben da; um so größer war aber die Zahl der Zuschauer auf den geräumigen Tribünen.

Rebel verschleierten die ferneren Parthen der viel verzweigten Bahn, schattenhaft tauchten Röhr und Reiter am Horizonte empor, um auf dem hügeligen Terrain bald wieder wie in einer Verführung zu verschwinden. Für die eng begrenzte Aussicht entschädigte reichlich der zweimalige interessante Kampf um den Siegespreis. In den Pavillen übte der Totalisator, sowie das reich mit erwärmenden Getränken besetzte Buffet wieder die gewohnte Anziehungskraft aus. Auf dem breiten Weg vor dem Buffetraum luftrwandete die schöne Welt, jetzt ohne Schirme, denn der Himmel hatte endlich ein Einsehen gehabt.

Hier konnte man äußerst distinguierte und geschmacksvolle Toiletten bewundern, an denen bereits das Peizwerk eine Rolle spielte. Wo die Draperien unter den kurzen Paletots und Mantellets hervorluden, zeigten sie die Form kleiner, fältiger



Wiener Wintermoden. Von W. Gause. — Siehe Seite 463.

Schürzen und schlicht herabfallende, höchstens seitwärts in kleine Schleifen aufgenommene oder zu einer großen Schleife gefasste Hinterbahnen. Häufiger verschwinden sie ganz unter den löffbaren, mit Pelz verbränten Paletots und Tolmans aus dunkelgrauem, braunem, fahlblauem und schwärztem Plüsch, die, bis zum Rockraum reichend, hinten hoch geschnitten sind und hier ein schönes abstechendes oder gleichfarbiges Seidentutti sehen lassen. Neben den kurzen, anschließenden Paletots tauchen vereinzelt wieder solche mit losen, über den Westentheilen von einer Agraffe geschlossenen Vorbertheilen auf; andere aus Plüsch erscheinen durch kleine, türige Pelerinen mit Bindenärmeln und lang herabfallenden Pelz- oder Marabout-Boas zu ganz besonders eleganten Umhüllungen vervollständigt. Wo das Pelzwerk den Hals ein wenig frei lässt, schaut ein der Hut-Garnitur entsprechendes, im Nasen zur Schleife geschnungenes Band oder ein schmal zusammengelegtes, farbiges Seidentuch hervor. Seidentücher füllen auch den tiefen Ausschnitt der Shawlfragen aus Pelz, meistens Chinchilla und seine mehr oder minder gelungenen Imitationen. Zu den sehr beliebten Tuch-Gonfessionen mit Passmenterie und Soutache-Stickerei bilden die wiedererstandenen riesengroßen Cravates aus Tüll, Gaze und Stoff in Weiß und Ecru mit oder ohne farbige Stickerei resp. Durchzug einer steidame Vereicherung.

In Hüten machen sich drei Gattungen geltend, deren jede freilich wieder unzählige Variationen aufweist. Da sind zunächst die tief in die Stirn gesetzten, großen, häufig hinten aufgeschlagenen, runden Formen, die unter ihrem reichen Schmuck echter Federn fast verschwinden. Für große, schlante Frauengestalten gibt es nichts Kleidermaßes, als diese Hüte. Nach ihnen kommt der kleine, leise Jägerhut mit hohem, eingedrücktem Kopf und anliegender, mehr oder minder aufgedrägter Krempe; er zeigt Bandschleifen und Flügel oder Phantasieflügel als Garnitur. Für die nach ihrem Arrangement jugendliche oder seriöse Capote scheinen die fühn in der vorderen Mitte aufstrebenden oder vom hinteren Kopfrand ausgehenden Schleifen und genügsame Federrüsse die am meisten bevorzugte Ausstattung. Schwarz und Weiß die beliebteste Farben-Zusammenstellung zu sein. Hülfiformen zeigen vielfach Auflagen aus durchbrochener Passmenterie oder einen Stickerei-Plein aus Chenille. Radeln und Kämme im Haar sind häufig festgestellt, das für den hinteren Hutrand hatten. Die Schleier, nicht mehr farbig, sondern aus schwärztem, gemustertem Tüll, in Weiß aus dem zarten Illusions- oder dem filigranen russischen Tüll, werden auch bei großen Formen nicht mehr unten, sondern immer über den Hut gebunden und verbüllen das ganze Gesicht bis zum Kinn herab — eine ebenso unpraktische, wie unbedeutende Mode, welcher wir keine große Zukunft verheißen möchten. Hübsch und malerisch dagegen wirken lange, die Garnitur zum Theil verhüllende Schleier, deren herabfallende Enden graziös um den Hals geschnürt oder unter dem Kinn zur Schleife verbunden sind. Die fußfreien Kleider der Damen lassen elegante, mit Pelzstreifen besetzte, getupfte Tuchstiefelchen sehen, oder den warmen, durch passende Taschen ergänzten Lackschuh. Die stark aufliegende, raupeartige Nahtverzierung des Sport-Handschuhs ist — und zwar ausschließlich in Schwarz — nicht allein auf den Glacé-Handschuh, sondern auch auf den dänischen der Damenwell übergegangen.

d. J.

ragenden, bronzirten Hügelspitzen werden wesentlich durch die exotische Nachbarschaft des originellen, grauen Federhutes erhöht, dessen breite, emporstrebende Schwinger spitzen rubinrote Sammet-schläpfe bergen. Der offene, gradtrempige Hut aus moosbrauem Plüsch mit hochgehörntem Band-Arrangement und Schild-Hahn-feder vervollständigt auf's Würdigste die gewählte Gesellschaft.

Franziska Abel.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 2. Servische Stickmuster. — Das der heutigen Nummer beigefügte, farbige Musterblatt bringt eine Anzahl in Typen übertragener servischer Stickmuster aus unserer Sammlung alter, interessanter Stickereien. Im Hinblick auf die zahlreichen, in den technischen Nummern bereits veröffentlichten servischen Vorlagen (siehe u. a.

Abb. 12 der Nummer vom 6. November d. J.) dürfen wir wohl die Ausführung dieser eigentlich häuslichen Stickereien als bekannt voraussetzen. Jedes einzelne Muster zeigt gewöhnlich zwei bis drei der auf Garreau-Guthaltung beruhenden, verschiedenen Stickarten: Rästchen-, Gobelins-, Stich-, dichter Schrägstich, halber und ganzer Kreuz- sowie Linienstich. Der Kreuzstich ist in den ursprünglichen Stickereien verhältnismäßig selten angewendet, der Linienstich zumeist nur

als Umfassung der Musterfiguren. Wie die Originale auf fröhligem Leinen mit Orient-Wolle gearbeitet, eignen sich die Muster vorzugsweise zur Verzierung von Körben, Nadelkissen u. c., während sie mit stärkerem Stich-Material auf Woll-Ganväs oder Fries über Ganväs-Auflage im einfachen Kreuz-, Rosen- oder Rautenstich ausgeführt, auch für Kükken- oder Fußkissen, Fensterdecken u. c. sehr wiesam sich erweisen. Die nebenstehende, naturgroß dargestellte Ausführung bringt zudem wieder den Ketten-Rautenstich in Erinnerung, welcher nebst dem die Musterfiguren umrandenden Linienstich zur Herstellung des gleichzeitig veranschaulichten Stuhlkissens dient. Letzteres ist nach Abb. 3 der farbigen Tafel auf Woll-Ganväs mit einem achtzackigen D. M. C. Nr. 6 gearbeitet.

A. D.

Kinderarbeiten zum Weihnachtsfest.

Der obligatorische Handarbeits-Unterricht in den Schulen hat nach und nach bei unserer weiblichen Jugend wieder eine erfreuliche Handfertigkeit herangebildet; Mädchen von vierzehn Jahren können heute regelrecht häkeln, nähen und haben an ihrem Zeichentisch die verschiedensten Stichstudien gemacht. All der bislang verwendete Fleiß soll nun seine Früchte tragen, da es gilt, die erworbenen Kunstsingungen zur Verherrlichung des Weihnachtsfestes für Eltern, Geschwister und Verwandte anzuwenden. Wie regvoll das Erfordern eines geheimen Wunsches, das Ablauf eines vorhandenen Bedürfnisses! Und dennoch will sich mitunter gar kein glücklicher Gedanke einstellen. Schon seit Wochen sind wir daher bemüht gewesen, durch eine Auswahl hübscher, schnell fördernder Arbeiten das schwere Amt der berathenden Beratungen, der Lehrerin, Tante oder älteren Schwester nach Kräften zu erleichtern, so daß uns heute nur noch übrig bleibt, auf die mannigfaltige Verwendungsfähigkeit einzelner Vorlagen hinzuweisen.

Um mit der leichteren Häkelarbeit anzufangen, so lassen sich die in jeder Nummer vorhandenen Spulen und Spindeln zur Ausstattung von Leibrocke, zur Verzierung des Wäschefahrantes, der Küchen- und Speisefüllere-Bretter verwenden und bilden ein stets willkommenes Geschenk. Ebenso Hundenpassen, Peintied-Frisuren, Spulen und Einsätze zur Bettwäsche, — Convert und Pinneau, — (siehe eine hierfür geeignete Vorlage, Abb. 52 der Nummer vom 18. September d. J.)

Aus der gleichen Nummer kann die farbig benähte, mit Glittern verzierte Spule, Abb. 45, beliebig in Wolle oder starker Baumwolle gehäkelt und mit Quasten bereichert, als Lambrequin für Wandbretter, Lampebänder, Fensterdecken u. s. w. dienen. Abb. 51 gibt, in Plein und Spule getheilt und durch Band- oder



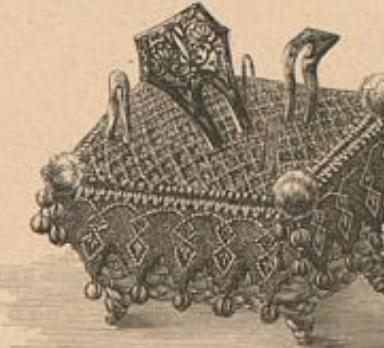
Stoffstreifen in Seide, Sammet oder Plüsch verbunden, ein besonders ausdrucksvolles, zu den verschiedensten Zwecken verwendbares Deckchen, Abb. 41 in zwei oder drei Längsstreifen auf Stoff geordnet, eine hübsche Schlummerrolle oder ein Kissen. Wollen mehrere Schwestern sich zusammen an einer größeren Arbeit beteiligen, so empfehlen sich in ungebleichter, fröhlicher Baumwolle oder dreifachem Garn gehäkelte Spulen und Einsätze zu Gardinen und Stores aus Rassel oder Ganväs de congrès. (Abb. 5 und 27 der Nummer vom 21. August und auch die Abb. 64 und 71—73 der Nummer vom 6. November d. J.)

Die ganz kleinen häkeln und stricken Rehe zu Sammelrin, Zwiebeln, Obst und Fischen; Staub- und Putztücher, die man zu einem Säckchen zusammenhält, geben Beispiele für Plättchen, im größeren Format auch für den Beten zum Deckenlegen. Sehr leicht



ist auch das häkeln praktischer Plättchen aus Windfaden über Schnur-Einfüllung. Strickerinnen arbeiten ganz kleine Blümchen und nach dem Muster zur Jagdkappe aus der Nummer vom 6. November d. J. wärmende Bett-Juhtäde oder einfache Überziehtücher für Grobmütterchen.

Die Zahl der leichten Stickweisen ist groß, von dem Ausnähen des auf Leder, Tuch, Fries u. c. eingeschlagenen Kochmusters, daß jede Kinderhand halb spielerisch ausübt, angefangen (siehe das Muster für die Hand- und Reisemühle). Kreuz- und Stielstich-Stickereien machen Schürzen, Bett-, Schuh-, Büttentäschchen, aus leinenen Rücken- oder Rolltüchern gefertigt, zu einem reizenden Weihnachtsgeschenk. Hierzu kommen die vielen aus weitem, goldenem und silbernem Papier-Ganväs herzustellenden Gegenstände. Unter Anderem läßt sich ein mit weitem Glanzpapier und schmalen, farbigen Randstreifen bekleideter Karton oder ein großer Kasten zum eleganten Hut-, Krägen- oder Rüschenbehälter umwand-



eln, indem man Deckel und Wände mit durch Kreuzstich-Stickerei verzierten Ganväs-Platten beliebt. Ebenso sind runde und eiförmige Papierhüte, sowie die kleinen, zu Bonbonniere dienenden Miniatürchen als Grundlage zu Haarnadel-kissen für den Toilettenstich zu benötigen. Mit leichten, lofen Stichen auf jeden beliebigen Grund ausgeführte Lambrequins dienen als Schmuck für diese, sowie für Schlüssel-, Arbeits- und Vöppelöröchen; Vorten jeden Genres eignen sich für den gleichen Zweck, wie auch zur Bekleidung von Weihspießen-formen u. s. w. (siehe hierfür besonders Abb. 63 der Nummer vom 1. October d. J.).



Für die zahllosen, immer willkommen geheißenen Decken, läßt sich jedes Material, jede Stichart anwenden. Eine für den Martini-orb bestimmte Überlage stellt man aus Leinen mit einem bescheidenen Plein nebst Randbörchen her. Das Deckchen zum



Schuh des Vogelbauers dagegen wird reicher, mit Stiel- und Plattstich-Verzierung in rotem Garn und rotem Futter, welches letztere als schmale Einfassung mitwirken kann, bedacht. Aus dem Stofferei-Garreau zum Lampenbedeckchen, Abb. 75 der Nummer vom 23. October d. J. läßt sich mittelst Verbindungsstreifen aus Stoff jede beliebige Deckengröße zusammenstellen. Die Fensterdecke, Abb. 16 der gleichen Nummer, kann im gewöhnlichen Quäschchenstich, d. h. auf groben Wollen-Ganväs mit eingeknüpften Smyrna-Büscheln, fertigt, und an Stelle des Adlers mittelst verschiedener Anordnung der Farben ein durchgehendes Garreau-Muster erzielt werden. Auf Fries- resp. Tuchgrund ausgeführt und mit einfacher, durch Quäschchen und Büschchen bereicherter Fransen abgeschlossen, bildet auch die

Wiener Wintermoden.

Siehe die Abbildung, Seite 462.

Einem geschickten Tochterspieler vergleichbar, zieht die Mode-Schuh auf Schuh aus ihrem SealSkin-Kettiche und zaubert dem Kind den Stift in die Hand, um all' diese flüchtigen Gaben zu fixieren.

Doch vermag kein farbiger Künstlerstift und den intimen Reiz eines Kostumes zu vergegenwärtigen, dessen Rock aus filzrothem Tuch mit Jadebefest aus schwarzgesärbtem Viper und schwarzer Verzierung zu der Draperie aus schwarzem Tuch ein pittoreskes Farbenrätsel bildet, welches die Taille durch ihre Uebereinstimmung in Stoff, Fillet-Einsätzen resp. Schnurverzierungen in der Farbe der Fischu-Combination harmonisch zu lösen trachtet. Das Ganze krönt der Liebling der modernen Welt, die „Linzerhaube“ aus Goldstickerei mit filzrotem Ottomanband und Straußfedern-Tuch.

Mag daher unsere wohlgeschulte Phantasie der grauen Zeichnung die Modenarben leihen, mit denen man die unentdehrlichen Schild-Hahnfedern zu „verbessern“ liebt, da die Natur sie blos in einer Farbe wachsen läßt, obwohl wir deren in allen Farben und zu allen unseren Hüten bedürfen. Ein Tuff solcher braun-verbesserter Schild-Hahnfedern schmückt die grüne Plüsch-Capote unseres Modenbildes, während den in Stoff und Farbe entsprechenden Rock auf dem Vorderblatt sich freudende, reiche, braune Schafwoll-Stickerei zierte, welche auf dem grünen Plüsch-Plastron der Polonaise aus braunem Tuch sich wiederholte.

Während nun der Theater-Mantel „Louis Quatorze“ aus oliv Sammet mit eingefasstem Halbenthalt der selben Farbe, manierartigem Kragen und Hängeärmeln aus dünnem Sammet mit breiten, bunten Chenille-Franzen und Gehängen uniere eisgrünen Stil-Schwärmerinnen entzückt, muß das stillste, doch anmutsvolle „Capuchon“ aus fingerbreitem, gelblichem Sammetband jene Kosmopolitinnen der Mode, welchen Kleidamkeit über jeden „Stil“ geht, wieder versöhnen und jener gediegenen Gesellschaftsrobe aus Sammet und Atlas mit eingewebtem Moiré-antique-Blumen geneigt zu machen suchen, deren schlichtesten Strophen nach Stil die Hermelpuffen aus schwarzen Spulen und die Gürtel-Variation mit langen Gehängen aus feiner, schwarzer Jet-Vorte deutlich kennzeichnet.

Trotzdem die Besuchs-Toilette aus moosbrauem Velour frisch sowohl durch reiches Material als auch durch den aparten Schnitt des Mantels und den bestechenden, altgoldenen Grund des schönen Passmenterie-Besatzes unsere Aufmerksamkeit fesselt, dürfte doch die Art, in welcher das Hulband in der Mitte des Hulbels angebracht ist, um so mehr interessiren, als dies die zulässigste Form ist, die Hulbänder und die modernen Bindeschleier zu befestigen.

Die weichen, tiefen Bronzelöne der Sammet-Capote mit hoch-



Borte, Abb. 78 der Nummer v. 1. November d. J., deren Muster sich durch Umläufen in entgegengesetzter Richtung fortsetzt, einen hübschen Niederschlag für eine Fensterdecke oder einen Sofaschoner, für Schlaf- oder Frischdecken für den Schlaf empfiehlt sich die in der Nummer vom 21. August, Abb. 10, dargestellte Borte. Zu einem größeren, von Meistern gearbeiteten Giebeln eignet sich eine Kassedecke in Kreuzlich-Stickerei mit dazu passenden Tablet-Decken, Doilies oder kleinen Servietten. Überhaupt ist nichts lohnender, als der Kreuzlich, ob er das einfache Wäscheband oder Schürzen, Kleider und Wäsche zierte, oder einen prunkvollen Teppich und Kissen ausstattet. (Wir erinnern an die Beilage der Nummer v. 1. October d. J. mit ihren schönen, stilgerechten Vorlagen.)

Rum noch ein Wort über das Material. Es ist nicht ratsam, zur Kinderarbeit kostbare Stoffe, lose Seiden, noch die empfindliche Chenille, Krausgespinnt und Metallfäden zu wählen. Alles dieses wird vorzüglich erzeugt durch Cordonnet- und Filzelle-Seide, sowie durch den, leichter an Glanz gleichkommenden, waschechten, farbigen, englischen Zwirn (flax thread), durch Wollen-Chenille (Arassee) und durch die schimmernde, glänzende Chinesische Seide. Auf Fries, Tuch und sämtlichen Canavas-Stoffen in Wollen- und Leinengewebe läßt sich je nach ihrer Stärke mit Crevel- und Hamburger Wolle und mit der neuen, sehr starken farbigen Strick-Baumwolle sticken. (Die Bezugssachen siehe am Schluss des Blattes.)

d. J.

Wirthschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Eine hübsche, nützliche und bereits vielfach eingeführte Decoration der Küche sind auf Borden gefällig geordnete Töpfe und Räpfe, welche, den verschiedensten Geschmackrichtungen und Mitteln Rechnung tragend, in unzähligen Variationen in unseren Wirtschafts-Magazinen zu finden sind. Wenn die schönen englischen Töpfe mit ihren Email-Blumen und Blättern, die feinen Fayencen mit Reliefforzierungen zu thun sind, der findet andere Gefäße von einfachem Steingut, geschnitten mit Streifen, Ringen, Sternblumen, einfarbig, in zwei Tönen und ganz bunt, Imitationen beliebter Porzellane, namentlich das fast auf jeden denkbaren Gegenstand übertragene, immer wieder Liebhaber findende Meissner Zwiebelmuster. Meist zu ganzen Säulen zusammengefügt, erwirkt man 6—8 verschiedene Größen für billigen Preis. Eine Collection für sich aber bilden die Bauern-Potterien einfachsten Genres, die, im Schwarzwald, am



Rhein, vornehmlich aber im Weimarer Lande gefertigt und sich der besonderen Gunst des Großherzogs erfreuend, es verstanden haben, die einst hoch geschätzten Thuner Fabrikate zu erreichen und sich selbst einen Platz im Gewerbe-Museum zu erringen. Wie lustig sind sie in ihrer Ursprünglichkeit anzuschauen, die Töpfe und Räpfe, mit den primitiven Blumen und Vögeln, den bald drastischen, bald moralischen Sprüchen, recht eigentlich gemacht für die Küche und ihre gebietende Herzin.

Doch auch auf ausschließlich Nützliches wollen wir hinweisen. Ein Beweis, wie großen Werth man in unserem Haushalt auf das gute Pochen von Western und Gabeln legt, ist die längst erfolgte Einführung der englischen Messerputz-Maschine; zumeist fanden diese indessen bis jetzt nur in solchen Familien Eingang, in denen

bei großem Bedarf der Kostenpunkt nicht in's Gewicht fiel. Daher geben wir in beistehender Illustration das Bild einer neuen, kleineren Maschine, „thes sun“ genannt, die zwar nur je ein Messer, dies jedoch in sehr kurzer Zeit und vorzüglich putzt, außerdem aber so einfach konstruiert ist, daß — im Gegensinn zu der Erstgenannten, — häufige Reparaturen vollkommen fortfallen. Aus zwei Stahlernen, an den Außenseiten in Federn anslaufenden,

runden Platten bestehend, die am Rande mit Lederstreifen versehen sind, drücken die Federn die so fest aneinander, daß ein dazwischen gestcktes Messer in kürzester Zeit, nach einigen Drehungen der Kurzel, wie poliert erscheint. Eine seitwärts von dieser sitz befindende Leitung ist zur Aufnahme des Schwergewichts bestimmt, das sich beim Gebrauche der Maschine der ganzen Fläche der Lederstreifen mittheilt. In zwei Größen, von circa 36 und 28 Cent., vorhanden, kostet die erste Rumm 23 M., die zweite 22 M., in den meisten Fällen genügt indessen die billigeren Maschine.

Eigentlich mehr ein „Putz Brett“ ist der folgende kleine Apparat zu nennen, der — zum Preise von 7 M. 50 Pf. läufiglich — sich sehr gut bewährt. Hier wird das Messer zwischen zwei Platten gehoben, die aus Gummi bestehen; der Trichter ist zur Aufnahme des Putzpulvers bestimmt, das bei dem Hin- und Zurückziehen des Messers nach unten fällt und dieses ladelos poliert. Beim Einschieben desselben ist darauf zu achten, daß der Rücken nach unten gefehlt ist, der auf diese Art gleichzeitig gepult wird, — ein Vorteil, den keine der anderen Maschinen bietet; auch vermeidet man so ein mögliches Zerschneiden der Gummiplatten, die, durch längeren Gebrauch etwa abgenutzt, mittelst der beiden Seitenschrauben zusammengezogen und wieder leistungsfähig gemacht werden können. Die beiden äußeren Gummiplatten, auf welche man ein wenig Putzpulver streut, dienen zum Putzen der Gabeln.

Schließlich machen wir auf eine neue, praktische Lichtmanschette aus Glas aufmerksam, die mittels eines kleinen Drahtgestelles beliebig an jeder Stelle der Kerze zu befestigen ist, und das beim Tragen oft unvermeidliche Abtropfen des Lichtes verhütet. Sie dürfte besonders beim Klavierspiel zu empfehlen sein, da durch die Befestigung das störende Klappern fortfällt. — Preis 1 Mark.

G. R.

Frage.

Verwendung von Natron. — In welcher Weise wendet man Natron in der Küche an?

Frage.

Nüsse frisch zu erhalten. — Gibt es ein Verfahren, Nüsse frisch zu erhalten, sodoch sie sich noch im Winter schälen lassen?

Seiden-Abfälle. — Wo werden verzupfte Seiden-Abfälle zu Bettdecken verwoben?

Tooth-Tablets. — Kann mir jemand mittheilen, wo in Deutschland oder auch in Amerika Dr. J. W. Lyon's Tooth-Tablets zu haben sind?

R. S. in Lindau.

O. P.

R. S. in Gettendorf.

Hessen-Raffan.

Fragen.

Antworten.

Weintrauben frisch zu erhalten (440). — Um Weintrauben lange frisch zu erhalten, braucht man eine Stellsage und Brettern von beliebiger Größe, je nach dem Bedarf. In die Bretter werden der Reihe nach Löcher gebohrt, welche so groß sein müssen, daß in dieselben Dunstabstiegel von ca. 1/4 Liter Inhalt eingehängt werden können. Die Trauben müssen derart geschnitten sein, daß sie auf einem 15—20 Cent. langen Stengel hängen. Nun werden die in der Stellsage eingehängten Flaschen mit Wasser gefüllt, zu dessen Konservirung man ein Stückchen Holzholz hineingiebt, und die Trauben werden dann mit dem Holzstiel hineingesetzt. Auf diese Art kann man Trauben lange Zeit ganz frisch erhalten, ohne daß dieselben einschrumpfen, nur muß dies in einem frostfreien Orte sein.

H. S. in Breganza (Kroatien).

Weintrauben frisch zu erhalten (440). — Wenn die Weintrauben ausgereift sind, werden sie in einem helllichten, luftigen, ziemlich tiefen Zimmer an einer Schnur aufgehängt und öfter von den faulen Beeren gereinigt. Auf diese Weise bleiben die Trauben nicht nur bis Weihnachten, sondern bis Februar frisch, besonders die Babo-Trauben, die sich mitunter sogar bis Ende März erhalten. Die

XIV. Jahrg., Nr. 42.

Temperatur des Zimmers darf jedoch nicht mehr als 3—6° R. Wärme haben.

A. B. in Wien.

Vertilgung von Motten (440). — Um Motten aus Möbeln zu entfernen, stellt man unter das betreffende Möbelstück einen Dreifuß oder umgestürzten eisernen Topf, legt einen recht rot glühenden Bügeleisen darauf, übergeht diesen mit Eßig und überdeckt schnell das Möbel mit einem großen Tuch, welches von allen Seiten bis zur Erde herabreichen muß. Die sich entwickelnden Eßigdämpfe tödten die Motten.

Leopoldine B.

Transpiriren (440). — Gegen übermäßiges Transpiriren in den Achselhöhlen ist neben dem Einnehmen von wasserdiertem Gummi in die Taille folgendes Mittel zu empfehlen: Morgens und Abends müssen die transpirirenden Theile mit heißer Seiden-Ablochung gewaschen werden. Nachdem die Theile gehörig getrocknet sind, werden sie mit einem Streupulver gut gepudert, welches aus 3 bis 8 Theilen fein gepulvert Salicylsäure, 50 Theilen Weizen- oder Reismehl, 50 Theilen Talcum venatum zusammengesetzt ist. Dieses Streupulver kann eventuell mit einigen Tropfen eines Odeurs, etwa Heliotrop, parfümiert werden.

G. R.

Rathschläge.

Gänsebraten. — „Eine gute Gabe Gottes“ nennt der Berliner Volksmund die gebratene Gans. Wer indessen um die Zeitzeit Wochenmärkte und Markthallen besucht, wer in Zeitungen liest, wo überall und in welchen Mengen der genannte Vogel gezüchtet und gehäuft wird, der wird zugeben, daß die Beliebtheit desselben weit verbreitet ist. In der That ist die Gans nicht nur ein Hauptstück der bürgerlichen Tafel, sondern sie wird in den Monaten November und December auch von manchem Gourmand geschätzt, auf dessen Frühjahrs-Menü schon wieder die „junge Hamburger Gans“ prangt.

dies Kunstprodukt im Gegensatz zu dem braven, einfältigen Thiere, das nach kaum viermonatlicher Sommerleiter seiner Bestimmung, dem „Bespeitwerden“, entgegenseiert ist. Die junge Hausfrau, die den ersten Braten erstellt, achtet beim Einfüllen darauf, daß die Gans, wenn sie ungerupft ist, zarte, daunige Federn, im anderen Falle eine weiße, fette Haut haben muß; röthliches Fleisch gilt als Zeichen schlechter Züchterung, die auf den Geschmack von wesentlichem Einfluß ist. Die Füße und der Schnabel müssen hellgelb sein, der letztere muß sich leicht drehen lassen, was ein sicheres Zeichen der Jugend ist, denn später geht das Hellgelb in Orange über und der Schnabel verhärtet sich; auch darf das Brustbein nicht, — wie oft der Fall, — eingeschlungen sein, um die Magerei zu verdecken und eine rundliche Fülle zu hervorheben. Eine Bratgans wiegt nicht unter 8, nicht über 11 Pfund. Die Hauptfahne bleibt beim Braten das zarte Fleisch, während das Fett mehr bei anderweitiger Verwendung geschält wird. Die Dauer des Bratens beträgt in gut gebeiztem Ofen durchschnittlich 2 Stunden. Die Zubereitung differiert zwar im Ganzen sehr wenig, um so verschiedener ist dagegen die Art der Füllung. Als feinste Füllung gilt die mit Maronen, echten Kastanien, — die halb weich gebacken und aus beiden Häuten geschält in die Gans gesteckt, beim Braten vollkommen gar werden. In England ist eine Füllung von Zwiebeln sehr beliebt, zu der man sich der großen spanischen Zwiebeln bedient, die geschält und dann in einen Napf mit loscheinendem Wasser übergossen werden, damit sie den strengen Geschmack verlieren, und 15 Minuten in dem Napf stehen bleiben. Wenn gewünscht vermischt man sie in einer Kasserole mit 50 Gr. Butter, einigen Salbei-Blättern, Besserer, Salz, und einer ausreichenden Menge geriebenem Weißbrot; das Ganze läßt man 15 Minuten köcheln, und giebt es erstalter in die gut mit Salz ausgetrocknete Gans. In Deutschland nimmt man gemeinhin geschälte Zwiebeln, nach Belieben mit Knoblauch vermischt. Noch sei einer Mecklenburger Art Erwähnung gethan, die zwar etwas läßlich schmeckt, doch ausgezeichnet ist und dazu den stolzen Namen „Venusberg“ führt. Sie besteht aus geschälten, in Achtel geschnittenen Zwiebeln, die mit Rosinen, etwas Zuder, gestochsenem Zimmet, ein wenig Weißwein und geriebenem Zwieback gemengt werden. Zuletzt giebt man noch einen Schloßl Rum dazu, und reibt mit diesem auch das Innere der Gans aus. G. R.

„Treue Abonnenten“ in Berlin. — Für Ihre liebenswürdigen Zeilen sagen wir Ihnen unsere besten Dank. Ihr Werk finden Sie in unserer Moden-Nummer vom 25. October eingehend behandelt. Die anderen Fragen werden demnächst Ihre Bedeutung finden. Es ist durchaus keine Unbedenklichkeit, wenn Sie sich an uns mit verschiedenen Fragen wenden: wir sind im Gegenzeit jetzt mit Vergnügen bereit, unter Ihren Leserinnen die gewünschten Auskünfte zu geben.

Abonnement 2. — Auf Ihre Frage, von welcher Art man Spiegel ohne Rahmen beziehen könne, sind uns mehrere Firmen genannt worden. Da wir aber geschäftliche Auskünfte grundsätzlich nicht veröffentlichen, so erlaubt wir Sie um Angabe Ihrer Adresse, damit wir Ihre Frage direkt beantworten können.

Frage 2. u. 3. — Wie kaufen Ihnen verblädt für das Ziel, das Sie der „Illustrirten Zeit“ nennen; aber wie müssen und doch nach dem Weckbrett unseres Leberrichts richten. Nehmen den kostspieligen Vermehrungen, welche seit dem 1. October das Modellblatt erloben hat, ist es und nunmehr, das Interbaltung-Blatt noch jede Woche erlösen zu lassen. Für den Abonnements-Preis bieten wir bereits mehr, als eine rationelle geschäftliche Calculation wünscht. Ihr leichter Wunsch soll gern erfüllt werden.

Verquellen: Toiletten, Mäntel, siehe Abb. Seite 462: Hoyal, Wien I., Wollseite 21 und Seppold u. Cie., Wien, Kärntnerring. — Hüte, siehe Abb. Seite 462: Scherl, Wien I., Klosterstraße 3, Janit, Wien, Kärntnerring. — Handarbeiten, siehe Abb. Seite 463: A. Otto, Berlin W., Friedrichstr. 8. — Vogelbauer-Dele und Astur-Sortimentshandlung auf Stoß und Papier, siehe Abb. Seite 464: S. Eisen, W., Lübeckerstr. 82. — Material, Muster-Vorlagen, sowie rohe und vergerückte Gesetzmäler für funktionelle Handarbeiten (Brantmalerei, Federdruck, Malolits, Kobelin-Malerei u. s. w.); Paul Manke, SW., Königgrätzerstr. 26. — Küchenarbeiten, Tücher und Vorzellen-Geschirr, Meissener-Waechse, siehe Abb. Seite 464: Karl Hirsh u. Co., W., Leipzigstr. 2. — Meissener-Waechse „the sun“, Zschietz-Mantel, siehe Abb. Seite 464: G. Cohn, W., Leipzigstr. 8.

In dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbögen; jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stadtmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eins zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalte erscheint alle vierzehn Tage, das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.